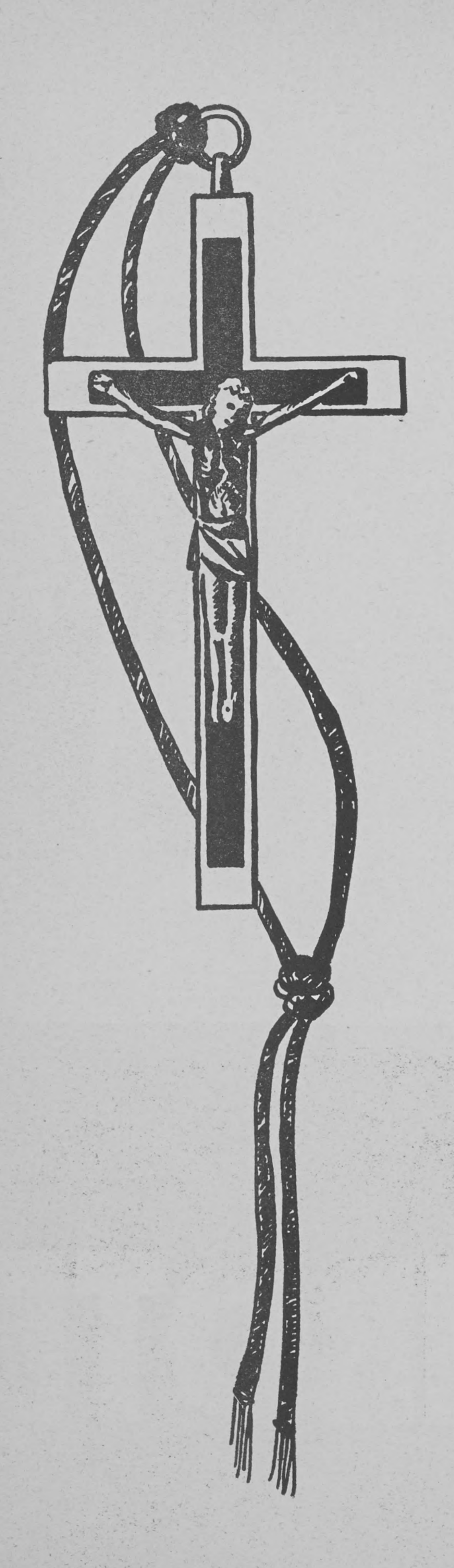
[...]gust 1949



DER MARIENBOTE



Marianischer Missionsverein

„Zehn Berge kennzeichnen das religiöse Denken und Empfinden der Menschen. 1. Die Katholische Kirche mit 305 Millionen. 2. Die Schismatiker mit 158 Millionen. 3. Die Protestanten mit 220 Millionen. 4. Die Juden mit 13 Millionen. 5. Der Islam mit 240 Millionen. 6. Der Schintoismus mit 24 Millionen. 7. Der Buddhismus mit 138 Millionen. 8. Der Animismus mit 158 Millionen. 9. Der Hinduismus mit 200 Millionen. 10. Der Konfuzianismus mit 270 Millionen.

Das aber ist der große und wesentliche Unterschied in dieser religiöser Gebirgswelt: während die übrigen religiösen Berge ein zerrissenes, zersplittertes und buntschillernds Gebild aufzeigen, steigt die katholische Kirche in geraden Linien zu ihrer Höhe empor. Die katholische Kirche ist eine machtvolle Einheit, die der Völkerapostel mit den Worten kennzeichnet: „Ein Gott, ein Glaube, eine Taufe".

In der Einheit der katholischen Kirche liegt ausgesprochen ihr göttlichen Beruf und ihre göttliche Befähigung zur Weltmission und Weltkirche." (Robert Streit O.M.J.)

„Auf zwei Christen kommen 3 Nichtchristen; auf einen Katholiken fünf Nichtkatholiken; auf zwei Katholiken sieben Nichtchristen. Wir sind der Zahl nach in der Minderheit. Vor unserer Zahl steht eine göttliche Größe: Christus der Herr. Mit Ihm sind wir die Mehrheit." (Robert Streit O.M.J.)

Mit Christus sind wir die Mehrheit! Dieser Satz darf uns jedoch nicht zum fruchtlosen Stolz bewegen. Es ist nicht unser Verdienst, daß es so ist. Immer noch steht als hohes Gebot das Wort deselben Christus über uns: „Gehet hinaus und lehret alle Völker!" Auf daß es „eine Herde werde und ein Hirt!"

Trete dem Marianischen Missionsverein bei. Dort ist dir Gelegenheit gegeben, auch deine katholische Missionspflicht zu erfüllen.

Der Marienbote



Monatsschrift für die katolische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press" Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

17. Jahrgang August 1949, North Battleford, Sask. No. 12

Dies und Das

Scheidung der Geister. Die Geister beginnen sich zu trennen. Wo sie sich nicht entscheiden können, welchen Reihen sie angehören, da zwingt man sie, Farbe zu bekennen. Hier bei uns kann man immer noch mit einem Fuße bei Christus, und mit dem anderen auf der Seite der Gegner Christi stehen. Hier bei uns kann man immer noch sagen, diese oder jene, deren Programm Gefallen findet, seien nicht so schlimm wie man sie mache.

Im Hitlerdeutschland vergangener Tage gab es so manche, die der Kirche trotzten. Man kann katholisch bleiben und Nazi sein, behaupteten sie. Genau so wie sich während der letzten Monate viele Katholiken der osteuropäischen Länder unter Leitung pflichtvergessener Priester der kommunistischen Partei anschlossen, ja sogar neukatholische Vereine, Pfarreien und Aktionsgruppen zwecks Verbreitung der sogenannten romfreien katholischen Idee schlossen. Sie wollten katholisch bleiben und zu gleicher Zeit im Dienste des Kommunismus stehen.

Wie vom Vatikan aller Welt verkündet wurde, sind jetzt alle Katholiken, die der kommunistischen Partei angehören, die kommunistische Propaganda verbreiten oder auch nur lesen, exkommuniziert.

Es müssen schon schwere Gründe vorliegen, wenn Rom Tausenden von Katholiken die schwerste aller Kirchenstrafen auferlegt. Und diese Gründe sind da. Wer nicht Hand ans Werk legt, an den wird Hand gelegt, und wer nicht sät, dessen Acker zerfallen. Auch wir Katholiken hierzulande werden eines Tages aufgeweckt werden. Haben wir doch schon längst beide Hände vom Werk am Glauben unserer Väter fortgenommen. Die große Sorge der Kirche im Kampfe der Geister für und gegen Christus, für und gegen christliche Sitten, christliche Erziehung, christliche Weltauffassung und Weltleitung interessiert uns nicht. Ja, es kommt sogar vor, daß wir ihr entgegen arbeiten.

In einer Gemeinde, in der für oder gegen Schwesternschule gewählt werden sollte, — meinte einer der Wähler: „Wir leben in einer free contry, wir können machen was wir wollen. Ich kann Nichtkatholiken herbeiholen, um gegen die Schwesternschule zu wählen. Ich will die Schule nicht."

In der hochkatholischen Wochenzeitung „Ensigne" erschien vor kurzem ein Artikel, in dem die Katholiken auf die Bedeutung der katholischen Schule hingewiesen wurde. Dieser Artikel sprach eine scharfe Sprache. Entweder oder, hieß es da. Der Schreiber ging sogar so weit, daß er allen, die gegen katholische Schulen stimmen oder die katholische Schulen aus persönlichen Gründen boykotieren, allen katholischen Geist absprach und als reif für die Exkommunikation erklärte.

So etwas sind unsere Katholiken fast garnicht mehr gewohnt. Sie leben in einer „free country", behaupten sie. Jeder kann da machen was er wolle.

Das Gewissen ist aber keine free country. Die Seelen der Kinder, die da erzogen sollen, sind auch keine free country. Vater und Mutter, die ihr Kind zur Taufe getragen haben und die die Taufpaten baten, im Namen des Kindes Gottesglauben, Treue zum christlichen Sittengesetz und durch das Vaterunser volle Unterwerfung unter den Vaterwillen Gottes auszusprechen, sind nun nicht mehr ganz Herr über ihre Kinder. Ueber ihnen steht Gott mit seinem Gesetz und im Herzen liegt ihnen das feierliche Versprechen, das sie am Tauftag ihres Kindes dem Herrn im Himmel machten. Sie sind einen Taufbund eingegangen. Ob sie nun wollen oder nicht, auch in der allerfreisten free country sind sie an diesen Bund gebunden.

Das Leben ist hart. Mit unserem Katholizismus hatten wir es während der letzten Jahrzehnte furchtbar leicht genommen. Im öffentlichen Leben, in Schulfragen, bei Wahlen galt er uns nichts mehr. Nun beginnt der Stellvertreter Christi zu reden. Und wo er redet, da gibt es keine Widerrede mehr. Zu viel ist uns jetzt verloren gegangen. Wir dürfen nicht mehr weiter verlieren. Im Gegenteil: Es muß gewonnen werden. Christengeist heißt Apostelgeist. Wo dieser Apostelgeist verloren ist, wo man nicht mehr für Glauben und Sitten der Christenheit opfern kann, da sieht es bereits sehr faul aus. Da braucht es eine Hand, die stark aufrüttelt um zu retten, oder den ganzen Ernst ewiger Verdammnis vor Augen zu stellen.

Wolle Gott uns davon bewahren!

Gott. Während die Welt immer erregten und immer erhitzter über ihre so wichtige Angelegenheiten ruft und schreit und lärmt und streitet, will uns der Gedanke an Gott nicht aus dem Sinn. Es schreiben uns unsere Leser manchmal: „Nicht so fromm. Schreibt in den Leitartikeln doch über jene Dinge, die uns interessieren, über Politik, über den internationalen Mischmasch in der Welt, über Wirtschaft, Gerechtigkeit und über unsere Ansichten!" Wir lesen diese Zeilen, wir nehmen uns vor, diesen Wünschen zu folgen — doch immer ist da etwas, das einem die Gedanken verwirrt. Es ist da etwas, das den Schreiber nicht in Ruhe läßt, das ihn plagt und quält, bis er nachgibt und — über Gott, über das Ein und Alles, zu schreiben beginnt.

Immer wieder kommt uns in den Sinn, was in der Bibel geschrieben steht: „Am Anfang war das Wort! Und das Wort ist Fleisch geworden! Und wir haben Seine Herrlichkeit gesehen!"

Am Anfang war das Wort. Das war einmal. Heute wird es nicht mehr als Beginn aller Dinge, aller Gedanken, Pläne und Arbeiten gesetzt. „Und das Wort ist Fleisch geworden!" Wofür? Zu welchem Zweck? Wer weiß das noch und wer müht sich noch, diese allerwichtigste aller geschichtlichen Tatsachen zu erkennen?

„Und wir haben Seine Herrlichkeit gesehen!" Haben wir sie wirklich gesehen? So richtig erschauernd, erhebend, anbetend und verherrlichend gesehen? Haben wir jemals ernst nach der Herrlichkeit Gottes ausgeschaut, und strengen wir uns heute an, diese Herrlichkeit des Einen und Dreieinigen zu finden?

Das ist zu fromm! So etwas ist nichts. Es gibt weder Brot noch Gerechtigkeit — sagen wir! Es wird ja immer noch sehr viel über Christentum und Verchristlichung gesprochen und geschrieben. Furchtbar große Worte werden da gemacht. Aber — was hat man bis jetzt damit erwirkt? Haben diese Worte uns geändert? Haben sie uns mit neuer, glühenderer Gottesliebe erfüllt?

Wenn das Christentum gelten soll, dann muß es dich erfassen. Ganz persönlich erfassen. So ergreifen und so tief packen, daß man auf einmal zu einem anderen Menschen wird. Zu einem Menschen, der von seinem Gotte nicht mehr fortkann, in keine Sünde mehr hinein, keinen Schritt mehr heraus aus den Tiefen wahrer Frömmigkeit.

So ist es aber nicht und so scheint es einfach nicht werden zu wollen. Gott ist uns wohl ernst. Er ist uns aber nicht ernst genug, daß wir unser ganzes Handeln, Wirken, Wünschen und Denken an Ihm zu messen begännen. Es gibt da viel zu viel Dinge in der Welt, die uns mehr interessieren als Gott. Die uns stärker anziehen als Gott. Die uns tiefer aufregen als Er, der den Menschen erschaffen, erlöst und geheiligt hat, damit der Mensch Ihm liebend diene.

Heute verlangt man selbst von einer katholischen Zeitung „weltlicher" zu schreiben. Des Religiösen kann es zu viel werden, nicht aber des „Weltlichen"!

Der Marienbote wagt es, gegen den Strom zu schwimmen. Nicht aus eigener Entscheidung und eigener Kraft wagt er es: Da ist etwas, das uns

Herz Mariae



Innerhalb des Kirchenjahres gibt es zwei Gruppen von Festen, die gebotenen und die nichtgebotenen.

Die gebotenen Festtage müssen wir auf Grund des ersten Kirchengebotes so halten wie die Sonntage. Wir dürfen an diesen Festtagen keine knechtlichen Arbeiten verrichten und sind unter schwerer Sünde verpflichtet, das heilige Meßopfer mitzufeiern.

Auf Grund langjähriger Einhaltung dieses Gebotes sind uns diese Feiertage bekannt. Wir wissen auch um Sinn und Bedeutung dieser Feste. Zur Haltung der nichtgebotenen Festtage verpflichtet uns kein Kirchengebot. Das soll uns aber nicht hindern, daß wir auch diesen Festen wenigstens hie und da unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Im Gegenteil, ein treues Kind der Kirche wird auch diesen Festen sein Interesse zuwenden, weil es dadurch immer besser und tiefer in das Denken und Fühlen der Mutter Kirche eindringt und Freude und Kraft schöpfen kann für das religiöse Leben.

Am 22. August feiern wir das Fest des **unbefleckten Herzens Mariens.** Ueber die Entstehung dieses Festes erfahren wir aus den offiziellen Dokumenten der Kirche folgendes: Die Verehrung des unbefleckten Herzens Mariens haben mehrere heilige Männer und Frauen vorbereitet. Daraufhin hat Pius VII. am Beginn des 19. Jahrhunderts das Fest des reinsten Herzens der Jungfrau Maria eingeführt und hat allen Diözesen und Klöstern, welche die Erlaubnis einholten, die Feier dieses Festes gestattet. Nachher hat Papst Pius IX. das Fest mit einer eigenen Messe und einem Offizium für die Priester ausgezeichnet. Papst Piu XII. hat im Jahre 1942 das Fest auf die ganze Kirche ausgedehnt.

Die Einführung dieses Festes hängt zusammen mit der Weihe der Menschheit an das unbefleckte Herz Mariens durch den Heiligen Vater während des sehr großen Krieges, der fast auf der ganzen Erde lastete. Dieses Fest ist, wie eigens betont wird, während des größten und schwersten Krieges, den die Menschheit bisher erlebt hat, eingeführt worden, aus Mitleid und Erbarmen mit der großen Not der Völker, mit dem Zwecke, daß Maria durch ihre Fürsprache diese schreckliche Not beenden helfe.

Der Krieg ist zu Ende. Wir haben seine Schrecken noch nicht vergessen, und schon stehen wieder drohende Wolken des Krieges auf dem Himmel. Wir halten Ausschau nach Hilfe. Wo ist diese zu finden? Durch die Einführung des Festes des unbefleckten Herzens Mariens weist uns die Kirche auf Maria hin. Sie kann den Frieden erflehen und sichern. Diese bestimmte Antwort der Kirche auf unsere bange Frage geht zurück auf die Offenbarung Mariens in Fatima. Dort sagte Maria ausdrücklich den drei Kindern, daß die Verehrung ihres unbefleckten Herzens die Menschheit vor dem Kriege bewahren könne.

Möge uns dieses Fest ein Ansporn sein, ihre Worte zu beherzigen und ihr unbeflecktes Herz in entsprechender Weise zu verehren. Wir tragen auf diese Weise zur Erhaltung und Sicherung des Friedens bei. E.J.

---

zwingt, diesen Kurs einzuhalten. Größer als aller Menschen Wünsche muß uns der Wunsch Gottes bleiben. Größer als alle Menschensorge ist uns die Sorge Gottes um die Seelen, die da blind geworden sind und nicht mehr sehen können.

Könnte der kleine Marienbote nur recht vielen großes Licht sein! Wirkliches Licht! Ein ganz anderesLicht als das Leuchten der Welt, das immer wieder täuscht und betrügt und enttäuscht.

„Am Anfang war das Wort!" Wolle dieses Wort auch am Ende unseres Wirkens und Schaffens stehen. Sein ist die Welt, sein sind wir und Sein soll auch alles bleiben.

Der Schriftleiter.

Von Rom nach Indien und noch weiter

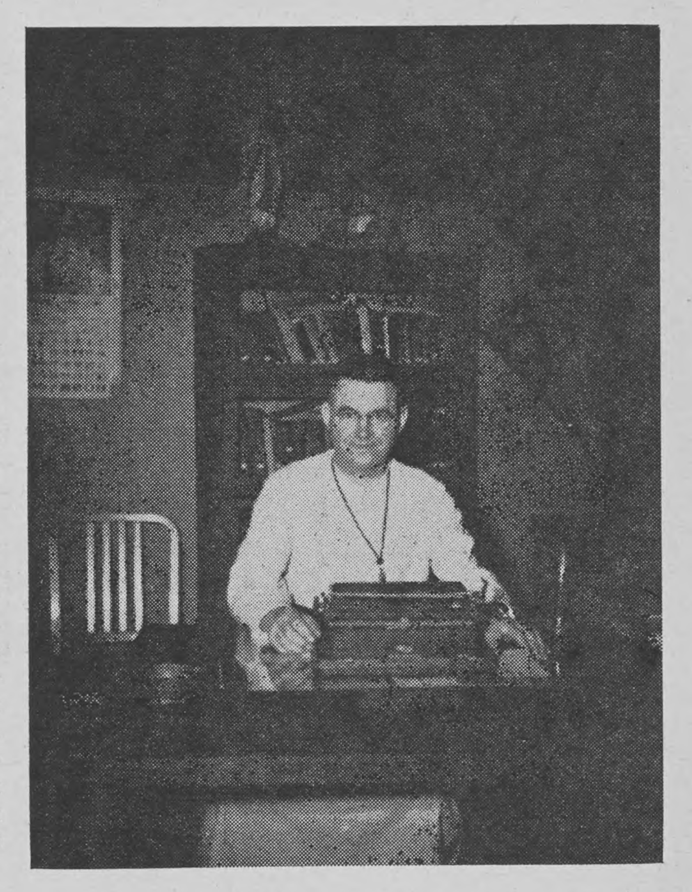
Reisebrief des hochw. Herrn Generalassistenten Johannes Boekenfoehr, O.M.J., an den Schriftleiter.

Schluß.

Die Philippinischen Inseln ziehen sich 1150 Meilen vom Norden nach Süden und sind über 7000 an Zahl. Nur 460 dieser Inseln sind größer als eine Quadratmeile. 18 Millionen Menschen bewohnen die Philippinen, von denen 85% katholisch sind. Hohe Berge heben sich von den Inseln dem blauen Himmel zu. Am Fuße des höchsten der Berge, des 10,312 Fuß hohen Mount Apo auf der Insel Mindanao, liegt eine der hoffnungsreichsten Oblatenmissionen.

Reich ist das Land auch an feuerspeienden Bergen. Viele sind wohl bereits kalt, es kommen aber immer noch Ausspeiungen von Feuer und Lava vor, die bisweilen gefährlich werden können. Während ich dort war, übergoß einer dieser Berge weit bewohnte Strecken mit seiner Lava.

Im allgemeinen sind die Philippinen sehr waldreich. Das Klima ist fast dasselbe wie auf der Insel Ceylon, nur daß die Nächte kühler werden. Hauptstadt der Philippinen ist Manila mit seinen 400, 000 Einwohnern. Während des Krieges wurde diese Stadt — die „Perle des Orients“ — sehr oft in den Zeitungsberichten erwähnt. Die vielen Bombenangriffe, die Manila erleiden mußte, haben die Stadt ziemlich zerstört Intramouros, der schönste und inder Geschichte bekannteste Stadtteil Manilas, ist vollständig zertrümmert worden. Der Hafen Manilas, einer der besten Häfen der Welt, ist gefüllt von verrostenden, halbversunkenen Schiffen. Die Straßen sind voller Bombenlöcher.



In einer der Vorstädte Manilas liegt die Pfarrei Grace Park. Pater Joseph Boyd O.M.J. gründete sie aus dem Nichts. 250 katholische Familien lebten ziemlich zerstreut im Gebiete dieser Oblatenpfarrei. Pater Boyd O.M.J. baute und organisierte, bis er seine Pfarrei auf 1000 Familien bringen konnte.

Den Oblatenmissionaren ist gerade diese Pfarrei Ausgangspunkt aller Missionsarbeit auf dem großen, 650 Meilen südlich gelegenen Missionsfelde von Mindanao. Pater Boyd's unermüdliches Predigen von Missionen und Exerzitien hat uns bereits 9 philippinische Studenten gewonnen, die sich dem Priestertum weihen wollen.

Ich blieb eine Woche lang in Manila. Von dort fuhr ich per Luftschiff nach Mindanao, in die Provinz Cotabato, deren Seelsorgearbeit vollständig den Oblatenmissionaren anvertraut ist. Als ich während dieser Reise die malerischen, stillen Inseln im weiten Meere liegen sah, verstand ich, warum man sie die „Inseln Mariens“ nennt. Kurz nach Mittag landeten wir im Flughafen des Städtchen Cotabato, der Hauptstadt der Provinz Cotabato.

Diese Provinz mit ihren reichen Tälern und fruchtbaren Ländereien ist das Land des Hoffens vieler Philippiner. Jeder möchte dort sich ansiedeln. Seit Ende des letzten Krieges hat Cotabato 200,000 neue Einwohner aufgenommen.

Die Oblaten kamen erst im Jahre 1939 nach den Philippinen. Zwei Priester versorgten vor 1939 ganz Cotabato. Wollte man heute alle Priester zählen, die auf den Philippinen leben, die jungen und die ganz alten, die kranken und die gesunden sowie auch die in den Kollegien lehrenden und somit nicht in der Seelsorge beschäftigten, dann käme ein Priester auf 8500 Seelen. Diese Zahl spricht von dem großen Priestermangel, an dem der Katholizismus der Philippinen heute immer noch leidet.

Während des Krieges wurden alle Oblatenpriester in Konzentrationslager geführt. Zwei von ihnen stellte man mit einem Strick um den Hals an Galgen und zwang sie, den Hinrichtungen anderer zuzuschauen. Sie selbst wurden in allerletzter Minute vom Tode des Erhängens gerettet. Zwei andere Patres und ein Laienbruder, die sich auf die Flucht vor den Japanern begaben, wurden gefangen und gehenkt. Das Leben unserer Missionare im Konzentrationslager war schrecklich. Als sie nach Abschluß des Krieges wieder frei gesetzt wurden, ordnete die Generalleitung an, daß jeder zwecks Erholung Heimat, Eltern und Verwandte besuchen dürfe. Da alle unsere Missionare Amerikaner sind, begann bald ein großes Reisen nach Amerika. Jeder der Oblatenmissionare jedoch, der von den Philippinen nach Amerika kam, wollte bald wieder in die Mission zurück.

Dort aber sah es jämmerlich aus. Fast alle unserer Kirchen, Missionsstationen und Klöster waren zerstört. Man mußte wieder einmal vom nackten Boden beginnen. Die Katholiken der Philippinen nahmen die zurückkehrenden Missionare mit offenen Armen auf und halfen nach Kräften, Notkirchlein und Notschulen aufzubauen. Die Wände und Dächer dieser Notgebäude sind aus geflochtenen Palmblättern gebaut.

Unser großes Oblatenkolleg Notre Dame war in kaum sieben Jahren wieder ganz aufgebaut. Es zählt nun wieder 2400 Schüler. Vor zwei Jahren mußten wir mit dem Bau eines neuen Missionskollegs beginnen, da die Jugend allüberall nach besserer Schulung verlangt. Heute ist der Wiederaufbau des katholischen Lebens auf den Philippinen im vollsten Schwung. Wir haben weder genügend Hilfskräfte noch Baumaterialien, um dem Eifer nachkommen zu können, mit dem die Philippiner zu unseren Missionaren kommen. Es liegt wirklich ein ganz besonderer Segen Mariens über dieser Mission, als wenn die heilige Gottesmutter mit allen Himmelsgaben für die Leiden des Krieges belohnen wollte.

24 Oblatenmissionare arbeiten gegenwärtig auf den Philippinen. Wäre ihre Zahl doppelt so hoch, sie würde lange noch nicht ausreichen das zu tun, was man dort tun könnte. Der übergroße Eifer unserer Missionare hat mich einfach in Staunen versetzt. Mit echt amerikanischem Unternehmungsgeist und tiefer Oblatenfrömmigkeit greifen sie ans Werk, und wo sie angreifen, da wächst es und da gelingt es. Ihre Arbeit ist nicht so leicht. Die Philippinen sprechen 60 bis 70 verschiedene Dialekte. Jeder unserer Missionare muß eine ganz Handvoll dieser Dialekte beherrschen.

Von Cotabato fuhr ich im Schiff zur Insel Jolo, eine Insel der Sulu-Insel-Gruppe, die sich bis nach Borneo zieht. Dort wohnen zwei unserer Patres. Sie versorgen eine schöne Pfarrei und die Notre Dame Hochschule von Jolo.

In Jolo sah ich einmal so richtig, wie es in den Missionen zugeht. Die Insel Jolo ist von den Moros (Mohammedaner) bewohnt. Diese Moros waren gerade auf Kriegspfaden. Es war deswegen nicht angeraten, sich zu weit von der katholischen Mission zu entfernen. Die Moros bekriegten sich mit Gewehren und mit ihren berühmten Bolos. Diese Bolos, der Stolz eines jeden Moros, sind große, schwertartige Messer. Jedem erwachsenen Burschen wird so ein Bolos als Zeichen der Männlichkeit gegeben. Zum Glück werden unsere zwei Missionare von allen Einwohnern der Insel Jolo hoch geschätzt. Man läßt sie während aller Stammeskriege in Frieden.

Pater Dion O.M.J. ist Missionar der Moros oder See-Zigeuner. Mit seinem Missionsbot „Fatima" ist er ununterbrochen unterwegs. „Fatima" ist sein Pfarrhaus und seine Kirche, seine Pfarrei ist die See und die kleinen Inseln, die auf der 400 Meilen weiten Strecke seiner regelmäßigen Missionsreisen liegen.

Pater Dions See-Zigeuner sind ein ganz eigenartiges Volk. Sie werden geboren, sie leben und sie sterben in ihren Boten. Pater Dion sucht sie auf weiter See und verrichtet von seinem Bote aus seine Missionsarbeit.

Meine Seereise nach Jolo wird mir unvergeßlich bleiben. Das Schiff war so voll von Menschen, Hühnern, Früchten, Körben, Gemüsen und Tieren, daß man kaum übers Deck gehen konnte. Mein Begleiter, Pater Burke O.M.J. und ich erhielten zum Glück vom Kapitän ein kleines Plätzchen gleich neben der Kabine des Schiffspiloten angewiesen, wo wir unsere Decken ausbreiten konnten um die Nacht — wie alle andere Passagiere — un-

Der Orkan

Aus wildgetürmten Wolkenland
Braust Gott heran im Sturmgewand,
Die Erde zu erproben.

Vor seines Worts Posaunenstoß
Stürzt der Baum, um opfergroß
Im Tod ihn noch zu loben.

Das Heer der Halme bricht ins Knie
Vor der Gewalt der Melodie,
Die rauschend ihn verkündet.

Der Woge wächst die Wunderkraft
Daß plötzlich ihre Wanderschaft
Steil in den Himmel mündet.

Das Haus hebt doch den Helm vom Haupt,
Den Herrn, an den allein es glaubt,
Hingebungsvoll zu grüßen.

Der Mensch zerschlägt des Stolzes Thron
Und fällt wie der verlor'ne Sohn
Zu seines Schöpfers Füssen.

Arthur Fischer-Colbrie.

ter freiem Himmel zuzubringen. Lange schauten wir in die sternhelle Nacht der Südsee. Um uns herum war die Luft vom starken Aroma einer südseeischen Frucht gefüllt, die, wie man uns erzählte, das Herrlichste sein soll, das der Mensch hier auf Erden essen könne. Das Aroma war leider nicht sehr einladend. Es erinnerte an Limburger Käse. Es war jedoch viel stärker als der Geruch des Limburger Käses, den ich mit unseren Patres manchmal in Regina aß.

Früh am Morgen waren wir wieder in Manila. Ich nahm sofort ein Flugzeug, das gerade abfahrtsbereit war. Ich freute mich wirklich, daß ich gleich dieses erste Flugzeug nahm. Wir waren nämlich kaum fort, als ein Typhoon über Manila losbrach, der allen Flugverkehr während den nächsten Tage zum Stillstand brachte.

Am 9. Setember 1948 bestieg ich um 9 Uhr morgens das Flugzeug, am nächsten Tage, Nachmittag um 4 Uhr, landete ich im Flughafen Roms. Nur viermal landeten wir während dieser weiten, schnellen Reise, und zwar in Calcutta, in Karachi, in Dharhan und in Athen. Das Wetter während dieser 7000 Meilen langen Fahrt war herrlich. Wir überkreuzten das Chinesische Meer, Indo-China, Laos, Burma, Mandalay und Timbucloo. Dann ging es über die dunkelroten Sanddünen und Oelfelder der Sandi-Arabischen Wüste, über das Rote und das Tote Meer, den Suezkanal entlang bis nach Cairo. Von dort aus kreuzten wir über das Mittelländische Meer nach Athen in Griechenland, und von dort nach Rom.

Meine acht und einen halben Monat lange Missionsdienstreise führte mich 19,000 Meilen per Luftzeug und 6000 Meilen per Auto und Schiff durch die Welt. In Rom fühlte ich mich wieder ganz zu Hause.

Habe bei weitem nicht alles aufzeichnen können, was ich während meiner Fahrt nach Ceylon und zum fernen Orient erleben konnte. Einen großen Teil des weiten Reiches Gottes durfte ich sehen. Ueberall wird Gott geehrt und der Name seiner heiligen Mutter angerufen. Es ist aber noch lange nicht so wie es sein sollte. In jeder unserer Missionen sah ich auch großes Verlangen nach mehr Missionaren, nach neuen Hilfskräften, die weiter und tiefer in die uns Oblaten anvertrauten Missionsfelder hineindrängen könnten um den ungezählten Seelen das zu geben, wonach sie verlangen.

Grüßen Sie mir bitte alle Marienbotenleser und alle alten Freunde und Bekannten des lieben alten kanadischen Westens. Sehr oft denke ich in meinen Gebeten an alle diese lieben Freunde. Seien Sie so freundlich und bitten Sie alle Marienbotenleser, auch meiner in ihren Gebeten zu denken. Möge Gott Sie und Ihre Leser segnen.

Ihr, in Gott und Maria

Joh. Boeckenfoehr O.M.J.
Generalassistent.



Das Leben ist schön —
doch wir suchen ein anderes,
das noch besser ist!

Das Licht der Sonne ist schön —
doch wir suchen ein anderes Licht,
das wir einst zu besitzen trachten!

Die sichtbare Schöpfung ist schön —
doch wir wissen,
es gibt auch höhere Güter,
für die wir die irdischen zu opfern bereit sind.

Pionius.

Ein Teufelskerl

Von P. Max Kassiepe O.M.J. in Borken

P. Johannes Vedrenne O.M.J.

Auf Ceylon hat der Held dieser Erzählung sein reiches Opferleben im Dienste seines höchsten Kriegsherrn beschlossen, nachdem er vorher lange Jahre als Soldat seinem Vaterland — darauf durfte er stolz sein —, mehr aber noch dem Teufel gedient hatte. Er hatte seine Obern angefleht, ihm eine „Sahara der Buße" zu gewähren, die ihm sühnen helfe, was er, wie er sagte, am Rande der afrikanischen Sahara und sonstwo verübt hatte.

Johannes Vedrenne wurde am 25. März 1831 zu Sarlat im französischen Departement Dordogne geboren. Seine Mutter war eine fromme Frau, aber sie starb früh. Der Vater war Freimaurer und ließ seinen Sohn schon in frühen Alter als „Jungwolf" bei den Freimaurern einschreiben.

Johannes besaß einen außerordentlich scharfen Verstand und ein fabelhaftes Gedächtnis, deshalb lernte er spielend und konnte sich am Gymnasium seiner Vaterstadt in allen Klassen als „Erster" behaupten, obwohl er gern faulenzte und allerlei Streiche verübte. Als die Revolution des Jahres 1848 ausbrach, benutzte er die allgemeine Verwirrung, um Bücher und Hefte fortzuwerfen und sich als Siebzehnjähriger kopfüber in die Bewegung zu stürzen. Er wurde jedoch verhaftet und blieb einige Zeit in Untersuchungshaft. Auf freien Fuß gesetzt, wählten ihn seine Kameraden zum Anführer ihrer Truppe. Aber zum Bedauern der jungen Freibeuter verebbte das revolutionäre Gewitter viel zu schnell.

Vedrenne versuchte sein Glück zunächst auf der Marineschule, die er aber bald mit der berühmten Militärschule von Saint-Cyr vertauschte. Dort muß er es ganz toll getrieben haben. Sein Vater konnte ihm nie Geld genug schicken, das er dann schleunigst mit seinen Kameraden verjubelte. Seine schriftliche Prüfungsarbeit bestand darin, daß er in französischer Sprache, aber mit deutschen Buchstaben, sich über seine Lehrer lustig machte.

Sobald er zwanzig Jahre alt war, ging er zu den afrikanischen Zuaven. Einer seiner Kameraden schrieb lange Jahre später über ihn: „Unter dieser Bande von Wagehälsen stach Vedrenne sowohl durch seinen Jähzorn wie durch seine Kühnheit hervor. Er war ein Teufelskerl!"



Fritz ist ein Jahr alt geworden. Ueber zehn Monate lebt er nun schon mit dem Schriftleiter. Je größer er heranwächst, um so mehr Freude findet er am Hühnerschlachten. Darum darf er nicht mit, wenn es auf die Farm geht. Fritz ist noch viel frecher als Rex, der frühere Schriftleiterhund, der schon seit langem irgendwo in Regina begraben liegt.

Dreimal wurde er wegen Tapferkeit zum Unteroffizier befördert; dreimal wurden ihm wegen Gehorsamsverweigerung die Tressen wieder genommen. Es blieben ihm nur seine zahlreichen lobenden Erwähnungen im Tagesbefehl und seine Ehrenzeichen, die er sein „Küchengeschirr" nannte. Zwischen den Kämpfen mit den kriegerischen Kabylen beschäftigte er sich mit Straßenbau, wobei er mit bloßem Schädel in glühender Sonnenhitze herumlief, „um seine Haut zu bräunen". Nach drei Jahren wurde sein Regiment nach der Krim geschickt. Er machte den ganzen Feldzug mit, die Schlachten an der Alma, bei Balaklawa und Inkermann; unter MacMahon war er mit bei den Erstürmern des Malakow am 8. September 1855 und der darauf folgenden Einnahme von Sewastopol. Ansteckenden Krankheiten hielten reiche Beute unter den englischen, französischen und türkischen Truppen. Vinzentinerinnen aus Frankreich kamen in großer Zahl, um die Seuchenkranken zu pflegen. Als Vedrenne diese Engel der Barmherzigkeit am Werke sah, erwachte in ihm die edle Seite seines Charakters: „Könnte nicht auch ich fertigbringen, was diese Pfäffinnen leisten?" Und so meldete er sich für den Dienst in den Seuchenlazaretten von Konstantinopel. Er opferte sich auf in ihrer Pflege, zog sich Skorbut und Typhus zu und schwebte längere Zeit in Todesgefahr. Der Lazarettgeistliche wagte einen Sturmangriff auf seine Seele. Aber er wurde schroff zurückgewiesen:

„Scher Dich fort, Du Blutsauger! Kannst Du mich nicht in Ruhe sterben lassen?"

Einer barmherzigen Schwester gelang es durch ihr freundliches Wesen, ihn so weit zu bringen, daß er eine Muttergottesmedaille annahm und sie von der Zeit an am Halse trug. Zwar machte es damals nicht den geringsten Eindruck auf ihn; aber als er

später sein Leben zurückschauend überdachte, konnte er seine Rettung vor allem drei Tatsachen zuschreiben: daß er am Feste Mariä Verkündigung geboren war, daß er eine fromme Mutter gehabt, die sich sicher für ihn gebetet, und daß er die Medaille der Gottesmutter seit jener schweren Krankheit stets getragen.

Er wurde wieder gesund, kehrte nach Frankreich zurück und probierte es zunächst mit dem Eisenbahndienst, dann mit dem kaufmännischen Beruf. Aber alle Verhältnisse waren dem freiheitsdurstigen Menschen zu eng. Sobald die Kriegstrompeten zum italienischen Feldzug riefen, war er wieder dabei. In den blutigen Schlachten von Magenta und Solferino im Juni 1859 wurde er dreimal verwundet; notdürftig verbunden, stürmte er jedesmal wieder mit Todesverachtung vorwärts.

An dem Tage, an dem der Friede zwischen Frankreich und Oesterreich unterzeichnet wurde, faßte er den Entschluß, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen, denn jedes andere Leben als das des Kriegers ekelte ihn an. Sein bester Kamerad hatte denselben Entschluß gefaßt. Sie hatten gelost, wer zuerst sterben solle, da ihnen nur eine einzige Vorderlade-Pistole zur Verfügung stand. Das Los traf seinen Kameraden. Noch wälzte sich dieser mit zerschmetterten Schädel in seinem Blute, während Vedrenne die Pistole von neuem lud; da kamen, durch den Schuß aufmerksam geworden, andere Kameraden hinzu, entrissen ihm die Waffe und überschütteten ihn mit Spottreden, was er für ein Feigling sei, daß er dem Leben entfliehen wolle. Dadurch brachten sie ihn schließlich so weit, daß er versprach, keinen Selbstmordversuch mehr zu machen. Womit Vedrenne in den Jahren 1860 bis 1866 sich eigentlich beschäftigt hat, läßt sich nicht mehr genau feststellen. Er hat sich in verschiedenen Berufen versucht, hielt aber nirgendwo lange aus.

Er bemühte sich um Verwendung bei einer kriegerischen Expedition in China. Aber die Antwort ließ auf sich warten, während er vor Langweile verging. Als Garibaldi im Jahre 1866 wieder einmal von sich reden machte, wollte Vedrenne sich unter dessen Freischärler einreihen lassen, ohne eigentlich zu wissen, für wen oder gegen wen gekämpft werden sollte. Aber unterwegs in Marseille ging ihm das Reisegeld aus. Er schrieb seinem Vater, damit er ihm Geld nachsende. In Erwartung des Reisegeldes, das ihm weiterhelfen sollte, bummelte er ratlos umher. Ein braver Protestant, bei dem er Unterkunft gefunden hatte, wollte ihm gut sein.

„Sind Sie katholisch?", fragte er ihn.

„O, ich weiß nicht; aber es kann schon möglich sein", antwortete Vedrenne.

Der Mann ging hin und kaufte ihm eine katholische Ausgabe des Neuen Testamentes. Anfangs blätterte Vedrenne nur aus Langweile in dem Buch, um sich irgendwie zu beschäftigen. Bald aber wurde er von dem Inhalt so gefesselt, daß er Tag und Nacht weiterlas. Bei dieser Lesung der Heiligen Schrift ging eine innere Umwandlung in ihm vor. Einige Tage später begegnete ihm auf der Straße ein Geistlicher. Ohne Umschweife geht er auf ihn zu und redet ihn an:

„Herr Vikar, ich möchte beichten; aber nicht bei Ihnen, denn Sie sind mir noch zu jung."

Der Priester führt ihn zu Pater Genthon, der als Seelsorger für die Italiener an der Kalvarienkirche in Marseille tätig war. Als die Beichte zu Ende war, musterte das seltsame Beichtkind seinen Beichtvater und meinte: „Sie sehen gar nicht aus wie die anderen Pfarrer. Sie tragen da einen großen Christus am Gürtel und haben kein Ding da am Hals." Er meinte das Bäffchen, das die französischen Weltpriester tragen.

„Ich gehöre einem religiösen Orden an."

„Religiöser Orden? . . . . Kenne ich nicht!"

„Das ist eine Genossenschaft. Wir sind Missionare. Wir nennen uns Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria."

„Was sagen Sie da? . . . Missionar? . . . Das schmeckt nach fremden Ländern, nach rauhem Leben . . . Das ist wohl so etwas wie bei uns die Fremdenlegion? . . . Und die Unbefleckte Jungfrau Maria . . . ist das die Generalin? . . . Die ist es ja, die mich eingefangen hat. Ja, die ist es. Aber hören Sie mal, gäbe es keine Möglichkeit, bei Ihrer Truppe einzutreten?" Das alles nur so sprudelte heraus. Pater Genthon antwortete ausweichend: „So schnell geht das nicht. Das muß wohl überlegt werden. Uebrigens ist das Sache des Provinzials."

„Provinzial? Das ist wohl so etwas wie Hauptmann? Kann ich den mal sprechen?"

Der Provinzial, P. Vermond, war gerade im Hause. Er war früher selbst Missionar in Amerika gewesen und ein guter Menschenkenner. Er unterhielt sich längere Zeit freundlich mit dem Neubekehrten, um seinen Charakter kennen zu lernen. Er zweifelte nicht an seinem guten Willen. Aber einen Weltbummler dieses Schlages konnte man doch nicht so ohne weiteres in eine Ordensgemeinde aufnehmen.

„Warten Sie acht Tage, überlegen Sie sich alles gründlich, und wenn Sie dann noch die Absicht haben, Ordensmann und Missionar zu werden, so melden Sie sich im Noviziat von Notre-Dame de l'Osier."

„Das genügt mir", sagte Vedrenne, schlug die Hacken zusammen, grüßte militärisch und machte kehrt.

Nach acht Tagen klopfte er an die Pforte des Noviziats. Man fand es geraten, den außergewöhnlichen Postulanten noch einer besonderen Prüfung zu unterziehen und ihn zu beobachten. Die Missionare hielten eben ihre jährliche geistlichen Uebungen im Noviziat. Deshalb waren alle Zellen besetzt. Das war ein guter Grund, Vedrenne einstweilen in der Speicherkammer eines Nebengebäudes unterzubringen. Außer der Hl. Schrift und dem bekannten Werk von Rodriguez „Uebung der christlichen Vollkommenheit" hatte er nichts zu lesen. Mit Feuereifer vertiefte sich der ehemalige Abenteurer darin und dachte über sein bisheriges Leben nach. Die Mahlzeiten wurden ihm stillschweigend herübergebracht. Es hatte den Anschein, als kümmere man sich nicht um ihn. Aber er wurde unauffällig beobachtet.

Als die Exerzitien der Patres vorüber waren, ließ ihn der Novizenmeister kommen und fragte ihn, was er von dem langen Alleinsein gedacht habe.

„Ich dachte, daß ist Stubenarrest."

Am 31. Oktober 1866 wurde er als Novize eingekleidet. Jener Eifer, der den Kriegsgesellen beim Lesen der Hl. Schrift so plötzlich erfaßt und aufgerüttelt hatte, um ihn gleich manchem Heiligen von der äußersten Schlechtigkeit zur Uebung der höchsten Tugend übergehen zu lassen, flaute nie mehr ab.

Trotz seiner 35 Jahre machte er sich mit der Einfalt der jungen Novizen, die ihn umgaben, daran, seine Ordensregel zu studieren und praktisch zu üben. Nebenbei konnte er sein Latein wieder auffrischen. Nach glücklich beendetem Probejahr warf er sich mit demselben Feuereifer auf das Studium der Philosophie und der Theologie, wie er sich früher in das Schlachtengewühl gestürzt hatte. Seine Seele blieb stets eine kämpfende Soldatenseele und war dadurch wie vorherbestimmt für den Missionsberuf.

Sein Novizenmeister, P. Roullet, fragte ihn einmal: „Was machen Sie während der Betrachtung?"

„Ich sage einfach: Herr, gib mir Deinen Tagesbefehl. Das andere besorge ich."

Mit 41 Jahren wird er zum Priester geweiht und auf seinen Wunsch in die Missionen gesandt. Unter der glühenden Sonne Ceylons beginnt er zunächst mit dem Studium der einheimischen Sprachen, die für den Europäer so schwer zu erlernen sind. Aber er wird auch damit fertig. Und dann bittet er seinen Obern, ihm die härtesten Posten anzuweisen — „in der Vorhut der aktiven Truppe".

Damals waren durch die Kulis ansteckende Krakheiten von Indien nach Ceylon verschleppt worden. In verschiedenen Teilen des Landes wütete die Hungersnot. Man schickte ihn, um ihm Freude zu machen, in die Choleragebiete und überall dorthin, wo es viel zu leiden und viel zu entbehren gab. So kam Pater Vedrenne fast durch das ganze Apostolische Vikariat, immer als Untergebener, er wollte nie Oberer werden, sondern nur gehorchen. Die furchtbarste Zeit erlebte er auf der Insel Mannar während der schrecklichen Cholerajahre 1877 und 1878.

Durch sein Tugendleben, seinen Seeleneifer und seine Entsagung erbaute er überall seine Mitbrüder und die Gläubigen. Dabei bewahrte er sich ein heiteres Gemüt und stimmte immer die anderen zur Fröhlichkeit.

Es geschah manchmal, wenn seine Gefährten sich kaum von einer Lachsalve erholt hatten, die seine drolligen Erzählungen unwiderstehlich hervorriefen, daß sie eine Träne in den struppigen Graubart des alten Zuaven rinnen sahen. Er gestand einmal, daß die Erinnerung an seine früheren Fehltritte ihm lebhafter zum Bewußtsein kam und ihn jedesmal ans Herz griff, wenn er die unschuldige Fröhlichkeit der anderen Missionare sah.

„Mein Gott, mein Gott, verzeihe mir! Ach, wenn ich Dich früher gekannt hätte!" wiederholte er dann mit vor Reue zerknirschtem Herzen.

Im Jahre 1888 wurde er schwer krank. Man teilte ihm mit, daß sein Ende nahe sei und wollte ihm Mut zusprechen.

„Ein Zuave fürchtet sich nicht vor dem Tode", gab er zurück. „Meine Seele schwimmt nun in lauter Freude. Ich hatte den lieben Gott gebeten, meinen Dienst wenigstens für die gleiche Zeit anzunehmen, die ich verbrachte, um ihn zu beleidigen. Die Rechnung stimmt. Macht genau dreiundzwanzig Jahre. Nun kann das Ende rasch kommen. . . ."

Pater Vedrenne empfing die Sterbesakramente mit einem Glauben und einer Heilandsliebe, daß davon alle Anwesenden tief ergriffen waren.

So hat P. Johannes Vedrenne sein reiches Opferleben im Dienste seines höchsten Kriegsherrn heiligmäßig beschlossen, nachdem er vorher lange Jahre als Soldat seinem Vaterland — darauf durfte er stolz sein —, mehr aber noch dem Teufel gedient hatte.





Gottes Segen.

Sächsisch

Die bekannte italienische Tragödin Elenore Duse kam auf einer Gastspielreise durch Deutschland auch nach Leipzig. Bei der ersten Probe stellte sie sich den deutschen Kollegen vor, unter anderen auch der Schauspielerin Heese. Die Duse sprach nur gebrochen deutsch und machte sich mit den Worten bekannt:

„Ick Duse heeße."

Zum großen Gaudium der Umstehenden sagte die Heese in unverfälscht sächlichem Dialekt:

„Ick du e Heese heeßen."



Aus Deutschland

Die deutsche Not ist immer noch groß. Vergessen wir nicht zu helfen. Neben der materiellen Not steht die grinsende Fratze der noch viel tieferen Not der Seele. Nicht nur, daß man weit und breit nach dem Priesterfreund ruft, der wenigstens Gottestrost bringt und Gottesfreude und den Herrn selbst im Allerheiligsten Altarssakrament, aber da ist auch Satan selbst, der die Not ausnutzt. Seine Helfer hat Satan überall. Und seine Helfer greifen nach der Jugend Deutschlands — um reich zu werden durch Sünden, die zum Himmel schreien.

Vergessen wir nicht Deutschlands Not!

Aus der Seelsorge.

Wie auch in vielen anderen Diözesen Deutschlands ist gerade in der Diözese Hildesheim die Diasporanot am größten. Wir haben uns von Herrn Pfarrer Robert Beck, in Marienhagen, Krs. Alsfeld/Leine, einen Situationsbericht schreiben lassen und die dazu gehörenden Aufnahmen über das Leben des Flüchtlingspfarrers gemacht.

— — — — — — —

Mein Seelsorgebezirk, den ich als ostvertriebener Priester im Juli 1946 übernahm, umfaßt 13 Dörfer in der Hannoverschen Diaspora. Der Längdurchmesser beträgt 17 km. Ich wohne in einem kleinen Stübchen als Untermieter bei einem Maschinisten des hiesigen Kalkwerkes. Zischende Lokomotive und ratternde Kalkstein-Loren sind die Begleitmusik bei meiner geistigen Arbeit. Im Wohnzimmer meiner Wirtsleute darf ich die tägliche hl. Messe feiern, zu der durchschnittlich 10-20 Gläubige, fast ausschließlich Ostvertriebene, kommen. Eine Zimmerkredenz ist der Altar, ein Zigarrenschränkchen der Tabernakel. Einen kirchlichen Raum besitzen wir nicht. An Sonn- und Feiertagen wird der Gottesdienst in protestantischen Kirchen an drei verschiedenen Orten gehalten. Auch werktags bringt mich mein Motorrad in die einzelnen Dörfer, um dort in meist kleinen protestantischen Kapellen oder Wirtshaussälen das hl. Opfer zu feiern. Zwei Seelsorgshelferinnen und 4 katholische Lehrer helfen dem Pfarrer in der Erteilung des Religionsunterrichts. An drei Abenden halten wir Jugendstunden in verschiedenen Schulklassen mit ernster Arbeit, aber auch mit Spiel, Frohsinn und Scherz.

Moderner Mädchenhandel.

Haustöchter für Auslandstellen gesucht. Hoher Lohn und gute Behandlung zugesichert. Ausreisegenehmigung wird besorgt.
Anfragen an Agentur Kosmos.

Auf dieses Inserat hatte Hildegard K. geschrieben. Selbstverständlich, denn sie ist arbeitslos. Seit dreieinhalb Jahren sitzt sie in dem holsteinischen Dorf und weiß nichts mit sich anzufangen. Die Eltern sind tot, ertrunken, als sie 1945 in wilder Flucht vor den Russen über das Haff herüber-kamen. 17 Jahre war die Hilde damals alt und ein behütetes Kind gewesen. Jetzt hat sie viel erlebt, hat gehungert und gefroren, beim Bauern gearbeitet und im Haushalt. Aber seit der D.-Mark ist es aus, „Hilde", hat ihre Hausfrau gesagt, „wir können es nicht mehr"! Und seitdem lebt Hildegard K. von der Wohlfahrt, 26 Mark im Monat und das ungeheizte Zimmer.

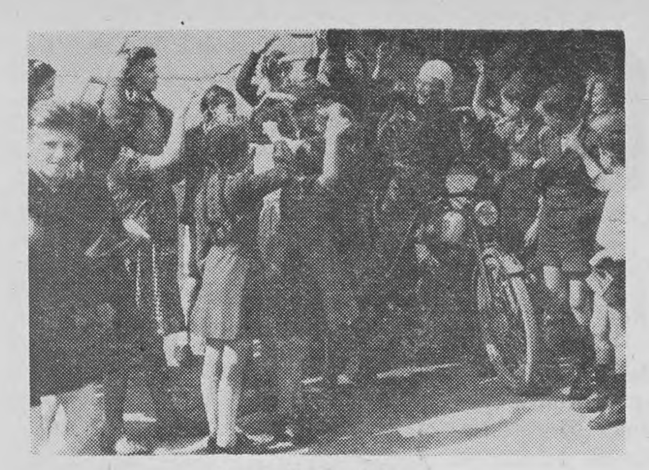
Ins Ausland zu gehen, eine gute Stelle zu finden, gleichgültig was, das ist Hildes Traum Tag und Nacht. Denn eine Stelle, das bedeutet vollen Magen, warmes Zimmer, neue Kleider, sparen können, tanzen gehen dürfen und vielleicht einmal heiraten!

Was also hätte sie hindern sollen, noch am gleichen Tage auf das verlockende Inserat zu schreiben? Kein Mensch, der sie zurückhält, kein Mensch, der ihr eine Träne nachweint. Schon nach sechs Tagen hat sie Antwort. Man dankt ihr verbindlich. Es gäbe Stellen in England, Irland, Portugal und Uebersee. Bevor sich jedoch etwas genaueres sagen lasse, brauche man Bilder. Keine Paßphotos und keine alten Aufnahmen. Ganzaufnahmen von vorne und im Proil.

Hildegard wundert sich etwas, daß man keine Zeugnisabschriften verlangt. Auch von polizeilichen Führungsbefund ,von Gesundheitsattest oder politischen Fragenbogen ist keine Rede. Es geht erstaunlich unbürokratisch zu. Nur Bilder im Großformat werden verlangt.

Die silberne Armbanduhr, das letzte Stück aus der Heimat, wird schnell verkauft. Andern Tags fährt Hilde zum Photographen. Für 10 DM findet sie sich auf zwei großen Glanzabzügen wieder. Tatsächlich gut sieht sie aus. Der Mann kann etwas. Ihre volle Figur kommt prächtig zur Geltung. Mit Genugtuung stellt sie fest, daß man sich in den blonden Bubikopf schon verlieben könnte.

Kaum hat sie die Bilder weggeschickt, erhält sie einen Einschreibebrief der Agentur Kosmos. Sie ist für einen



Der reisende Pfarrer.

guten Platz in Lissabon vorgemerkt. Sie soll gleich reisen, bevor ihr eine andere Bewerberin vielleicht zuvor kommt. Eine Fahrkarte nach H., dem Sitz der Agentur ist beigefügt.

Wildes Fieber packte Hilde. Es ist also Wahrheit, sie ist angenommen. Sie darf ins Ausland! Alles weitere besorgt die Agentur, steht in dem Brief. Mein Gott, geht das schnell, denkt sie noch, die Leute müssen gute Verbindungen haben. Dann packt sie den kleinen Koffer, sagt der Bäuerin, deren Bodenkammer sie bewohnt, ein frostiges Lebewohl, denn sie haben einander nie leiden können, und fährt noch am gleichen Tage.

In H. sucht sie das Hotel Metropol, den Sitz der Agentur. Sie findet es in einer Straße der zerstörten Altstadt. An einer Zimmertür im zweiten Stock liest sie ein Schild: Kosmos, Internationale Vermittlungen. Dann steht sie dem Herrn ihres künftigen Schicksals gegenüber.

Der erste Eindruck ist nicht besonders günstig. Der Chef steht auf, geht zwei Schritte zurück und betrachtet sie prüfend. Er scheint nicht unzufrieden zu sein, denn er unterdrückt ein leichtes Schmunzeln und tätschelt ihr wohlwollend die Schulter. „Uebermorgen geht's ab", sagt er. „Aber ich habe doch noch gar keinen Paß!" ruft Hildegard K. Sie bekommt zur Antwort, das mache gar nichts. Die andern — zu vieren würden sie reisen — hätten auch keinen. Die Mitarbeiter von Kosmos seien tüchtige Leute, sie solle sich nur darauf verlassen. Den nächsten Tag verbringt sie in einer kleineren, unsauberen Privatpension, wohin sie die „Sekretärin" des Chefs geführt hat. Zwei ihrer Reisegefährtinnen sind schon da, eine dritte wird noch erwartet. Sie sind, wie sie, Flüchtlinge. Die eine hat noch Eltern in der Ostzone, die andere ist Vollwaise, illegal aus Dresden gekommen und ohne Aufenthaltsgenehmigung. Ein Bummel durch H. wird ihnen von der Beauftragten des Büros Kosmos, die den ganzen Tag über bei ihnen bleibt, abgeschlagen. Der Chef könne jeden Augenblick noch einmal kommen, falls doch noch irgendwelche Formalitäten notwendig seien. Am Abend ist man dann vollzählig, die vierte, engagementslose Stepptänzerin, ist angekommen. Noch ein paar Stunden Schlaf und in der Frühe des nächsten Tages reist die Gruppe, vom Inhaber der Agentur begleitet, ab. Am gleichen Abend noch werden die vier Mädel im dunklen Grenzwald zwei „Schleppern" „von drüben" übergeben und sind damit für immer verschollen. Niemals mehr wird jemand in der Heimat von ihnen hören. Sie sind Mädchenhändlern in die Hände gefallen!

Ein Schicksal von vielen!

Das Schicksal der Hildegard K. ist kein einzelnes. Es ist eines von wahrscheinlich zehntausenden! Noch nie zuvor hat der Handel mit weißen Sklavinnen so geblüht wie im Nachkriegseuropa und noch nie war es so leicht, so ungefährlich und in solchem Umfange möglich, die lebende Ware einzufangen und spurlos verschwinden zu lassen wie im zertrümmerten Deutschland!

Man kann nur vermuten, wie der an Hand der Akten von uns rekonstruierte Weg der Hildegard K. weiter verlaufen ist. Ohne Paß, ohne Geld, ohne Sprachkenntnisse, bedroht von ein paar Monaten Gefängnis wegen verbotenem Grenzübertritt, sind die Mädchen, erst einmal jenseits der Landesgrenzen, ihren „Betreuern" rettungslos ausgeliefert. Selbst wenn sie Verdacht schöpfen und zurück wollen, ist es nun zu spät. Mit dem Kraftwagen in irgendeinen Hafen gebracht, verlassen sie mit in die Hand gedrückten falschen Papieren auf einem der kleineren Schiffe Europa und landen nach anstrengender Arbeit, die sie meist noch in der Schiffskombüse verrichten müssen, einige Wochen später in Südamerika. Dort wird nicht



Berliner Kinder im Erholungsheim der deutschen Caritas.

mehr viel Federlesens mit ihnen gemacht. Sie verschwinden in einem der zahllosen berüchtigten Häuser von Rio de Janeiro, Pernambuco oder einer anderen Hafenstadt. Dort wird der höchste Preis für junge Europäerinnen gezahlt.

Flüchtlinge die meisten Opfer.

Sieben Millionen Frauen sind in Deutschland „zu viel". Für sieben Millionen fehlt der Mann, fehlen aber in vielen Fällen auch Arbeit und Beschäftigung. Ganz zu schweigen von einer befriedigenden, das einsame Leben ausfüllenden Tätigkeit. Was Wunder, daß Hunderttau-

Das Opfer

Novelle von Marie Scherrer

Geruhsam, breit und behaglich lag das grosse Bauernhaus auf dem grünen Hügelplateau. Ein uralter Nussbaum überschattete den Hof. Nichts unterbrach die Mittagsstille; der sommerliche Tag schien für eine Weile seinen Atem anzuhalten. Ein ganz feines Räuchlein stieg in die warme Luft und kräuselte weissblaue Wölkchen mit zartem Gelb vermischt gegen den lachenden Himmel.

Unter den breitspurigen Aesten des Nussbaumes lag auf einem Liegestuhl ein blasses Mädchen. Die Spuren einer überstandenen schweren Krankheit waren noch deutlich im seinen Gesicht zu lesen. Es schien, als schlafe es. Nur die Finger bewegten sich ab und zu auf der molligen Decke, die über den Knien der Genesenden lag.

Auf leisen Sohlen kam die Bäuerin über den gepflasterten Vorplatz, um nach ihrer Tochter zu sehen. Sie glaubte sie schlafend.

Langsam erwachte das Leben wieder auf dem Bauernhof. Der Bauer selbst trat heraus. Breit und stämmig, mit wetterhartem Gesicht. Er teilte Befehle aus und gab Anordnungen.

Nun hob das Mädchen leis den Kopf: „Was hatte der Vater gesagt? Mit dem Entwässern der Schwarzwiese fangen wir erst Ende der Woche an, bis dann ist der Amberger aus dem Dienst entlassen, und der versteht das besser als ich.“ Ein Lächeln umspielte ihren feinen, zartgeschnittenen Mund. — „Ja, ja, er verstand es gut, das Urbar- und Fruchtbarmachen der Erde, der kleine Amberger. Er verstand es auch gut, mit Menschen umzugehen und in ihren Seelen und Herzen zu lesen..“ — Wie hatte sie sich all die Zeit nach dem jungen, frohen Burschen gesehnt, dem ihre Eltern auch so zugetan waren, dass sie ihn schier wie ihren eigenen Sohn hielten. Sie schloss wieder die Lider ihrer dunklen Augen, um ganz ungestört ihren Gedanken nachhängen zu können.

Noch blieben ihr nur noch zwei Monate auf dem Hof, dann sollte sie sofort in die Berge, um in der klaren, reinen Winterluft zu gesunden. Sie sah in Gedanken Ernst Amberger hinter sich stehen, wie er mit seinen schwieligen Händen so behutsam ihren Kopf an seine braune Wange schmiegte, und ihr so viel Liebes sagte, bevor er ging. Wie ein kleines Kind hatte er sie auf seine Arme genommen und jeden Sonnentag hinaus unter den Nussbaum getragen, damit sie gesunde.

---

sende in ständiger Versuchung sind, den Lockungen der Sklavenjäger zu erliegen! Aber auch in anderen Ländern sind die Banden am Werk. So erließ eben erst der Schweizer Innenminister eine dringende Warnung an alle Frauen, „vor einem wiederauflebenden Sklavenhandel“ nach Lateinamerika“. Junge Schweizerinnen, die sich auf Stellenanzeigen als Sekretärinnen, Krankenschwestern oder Hausangestellte gemeldet hatten, seien eingestellt und im Ausland spurlos verschwunden. „Es besteht kein Zweifel“ sagte der Minister, „daß ein Mädchenhandel wieder im großen Umfange im Gange ist. In Triest hat die Polizei vor wenigen Wochen erst eine sehr umfangreiche „Arbeitszentrale“ ausgehoben, die junge Mädchen an internationale öffentliche Häuser vermittelt hat. Auch hier waren meist mittellose Flüchtlinge aus dem jugoslawisch besetzten Teil Italiens, die Opfer. Die anderen europäischen Staaten haben aber wenigstens die Möglichkeit, durch ihre Auslandsvertretungen den Spuren nachzugehen. Außerdem können deren Angehörige bei ihren Konsulaten Schutz und Hilfe erbitten. Alles das fällt für die Deutschen heute weg! Vor dem Kriege gab das Reich jährlich eine Million Mark aus für Mädchenschutzheime und Seemannsheime in Lissabon, Genua und anderen Städten, die erfahrungsgemäß als Umschlagplatz für weiße Sklavinnen dienen. Heute ist niemand mehr da, der sich um diese Geschöpfe kümmern würde.

Abwehr durch Aufklärung.

Zur Zeit kann sich die Abwehr fast nur auf verstärkte Aufklärung beschränkt. Daß diese nicht erfolglos ist, zeigt der Fall der 25-jährigen Johanna Butjes aus Jegum bei Leer in Ostfriesland. Dieses Mädchen hatte sich auf Grund einer Zeitungsanzeige eines Kölner Sklavenhadel-Unternehmens als Hausangestellte nach Irland verpflichten lassen. Kurz vor ihrer Abreise, als sie schon Paß und Flugschein in der Tasche hatte, las sie durch Zufall in einer Hannoverschen Zeitung eine Warnung vor der Schwindelagentur „International Agencies Menzhausen Hougal bei Dublin“. Das war aber eben die Adresse, zu welcher sie der Kölner Agent in Irland geschickt hatte!

Die polizeilichen Nachforschungen ergaben, daß der Inhaber des irischen Unternehmens, ein deutscher Emigrant namens Menzhausen, der 1939 nach Dublin geflüchtet war, dort trotz Verbots der Polizei sein verbrecherisches Institut unter dem Namen seiner irischen Frau weiter betrieb. Eine Reihe von Mädchen sind ihm bereits zum Opfer gefallen. In keinem Falle waren die Vermittelten an ihren Arbeitsplätzen angekommen!

(Aus „Der Christliche Pilger“, Bistumsblatt der Diözese Speyer vom 17. 4. 1949).

Noch zwei Monate würde das Gülck dauern, dann kam das Alleinsein unter vielen fremden Menschen droben in den Bergen. Ein kleines, silberweisses Spinnlein tanzte an einem klebrigen Faden, der an dem grünen Geäst des Nussbaumes hing, vor ihrem Gesicht auf und ab. Was sagte der Volksmund? „Spinne am Mittag, Freude am andern Tag.“ Ja, Morgen wird er wieder da sein, er, den sie liebte.

Wieder kam die Bäuerin, leis und liebevoll legte sie ein Vesperbrot auf den nahen Tisch, ein wollenes Tuch und eine kleine Handarbeit — strich mit ihrer rauhen Hand über die blassen, zarten Hände der Ruhenden und ging. Sie warf die schwere Feldhacke auf die breite Schulter und nahm den grossen Korb mit dem Vesperkrug, Brot und Käse an den freien Arm und schritt dem Felde zu. — Marie Louise schaute ihr durch die halbgeöffneten Augenlider nach. Ihre Mutter war stark und gesund und werkte für zwei, warum musste sie so zart und leidend sein, dass jeder kalte Windhauch ihr Schaden brachte? Eine heisse Träne fiel in ihren Schoss. Wie einsam war die Strasse, die sie in ihrem Leid wandern musste, würde ihr der eine, der ihr bis anhin so tapfer die Hand gegeben, immer Weggenosse bleiben?

Versonnen sah sie dem Streite zweier Spatzen zu, die an ihrem Vesperbrote sich gütlich taten. Mochten sie, es blieb für ihren Hunger immer noch genug, und sie freute sich ehrlich darüber, dass das Vogelpärchen so ungesorgt zum Nachtmal kam. —

Ungewöhnlich wild waren die Tage des Nachsommers. Verschwenderisch spendete die Sonne ihre Wärme zum Reifen der Früchte auf Feld und Baum. Tag um Tag trug Ernst Amberger, als er nach der Entlassung aus dem Militärdienste wieder auf dem Hof Reitenberg seine Arbeit tat, sein Lieb an die Sonne und hoffte auf ihre gesundmachende Kraft. — Dann kam das Abschiednehmen. —

Marie Louise stand auf dem Perron der nächsten Eisenbahnstation stumm Ernst Amberger gegenüber. „Für einen Winter hat der Arzt gesagt! Wir wollen sehen, ob ich bis zum Frühling gesund bin.“ — Etwas bitter antwortete Ernst Amberger: „Wie einsam werden die Wintermonate sein, du dort droben bei Schnee und Bergen, und ich hier auf dem Reitenberg in Wald, Scheune und Stall. Und immer das Hoffen im Herzen und das grosse Warten. Aus Wocheh werden Monde, aus Monden Jahre!“ — Mit wehem Herzen schieden sie voneinander. —

Und es kam, wie Ernst Amberger geahnt: Zweimal hat der Lenz die Obstbäume auf dem Reitenberg blühen lassen und der Sommer die Früchte dem Herbst engegen gereift, Marie Louise hat den Hof nicht gesehen.

Sie lag jeden Tag an der Sonne hoch oben im Bergtale — sah Kranke kommen, Gesunde gehen, sah manche, die das Zeichen des Sterbens auf den Stirnen trugen, und tief zu innerst ihrer Seele wusste sie es — auch mir steht es meinen zu lesen: „Der Rest deiner Tage ist dir gezählt und die kurze Strecke deiner Erdenwanderung musst du einsam gehen.“ Darum zog es sie heim. Heim zu ihrem dunklen Wald, zu ihrem Vaterhaus.

Sie wusste auch, dass damit der schöne Traum ihrer Liebe zu Ende war. In langen, schlaflosen Nächten kämpfte sie mit ihrem jungen, begehrenden Herzen, bis sie sich zur Entsagung durchgerungen. Sie wollte nicht mehr lange warten und ihrem Geliebten schreiben, dass er zu ihr in die stille Bergwelt kommen möge, damit sie ihm in aller Ruhe ihren Entschluss, der unabenderlich sein musste, mitteilen konnte.

Dann wollte sie hinunter ins Tal und auf den Hof ihres Vaters, sich dort für den Rest ihrer Zeit, die ihr noch blieb, von Mutters Liebe hegen und pflegen lassen. Sie musste dieses Opfer bringen, um ihrer grossen Liebe willen, die sie für Ernst Amberger seit Jahren in ihrem Herzen trug.

Er aber durfte nicht mehr auf dem Reitenberg sein. Er, der Mensch, dem Lebensmut und Gesundheit aus den stahlblauen Au-

Mariae Himmelfahrt

O Mutter, dreimal wunderbar,
Es wartet Dein der Engel Schar,
Die Sel'gen auf Dich hoffen.
Sie jubeln Dir entgegen schon,
Nun nimmt Dich auf Dein lieber Sohn,
Der Himmel steht Dir offen!

O Mutter, dreimal wunderbar,
Gott selbst reicht Dir die Krone dar,
Mit Sternengold geschmücket;
Dein Sohn führt Dich zum Vater hin,
Der Dich begrüßt als Königin,
Vom Geist der Lieb' beglücket.

O Mutter, dreimal wunderbar,
Blick her auf Deine Kinderschar,
Die noch auf Erden wohnet!
Du führe uns nach Kampf und Streit
Zur heiligsten Dreifaltigkeit,
Die hoch im Himmel thronet!

A. Pfisterer

gen leuchteten; er, der glaubte, mit seinem Wollen, seiner Kraft und seiner Liebe des Schicksals Walten bezwingen zu können, er musste eigene Wege gehen, sonst zerbrach das Leid ihr Herz noch zugemessen schmerzender. An einem dieser strahlenden, leuchtenden Wintertage wollte Maria Louise ihm das alles sagen. Heute tanzte kein Spinnlein vor ihren müden Augen, das ihr Freude für den andern Tag verhiess, ganz stille wird es morgen sein, noch einsamer und stiller als bisher.

Ernst Amberger kam. Er führte sie hinaus auf die kleine, sonnige Bank beim Kirchlein. Lange schwiegen sie und schauten in die grossen, stillen Berge. Die weissen Gipfel hatten schon viele da oben eindringlich und ernst das alte Lied vom Verzichten gelehrt und ihr grosses Schweigen in das begehrliche Herz gebracht.

Marie Louise nahm alle ihre Kraft zusammen, und hart und grausam klang es an sein Ohr: „Ich werd' nimmer gesund und darf dein Weib nie werden." Sie wagte nicht aufzuschauen, um den Schmerz in seinen Augen nicht zu sehen. Er sagte nichts, seine grosse, von der Arbeit rauhe Hand umklammerte fest die ihre und seine Augen schauten weit und weltverloren in die stille Landschaft. — Das war nun das Ende von dem jahrelangen Hoffen, und nun hiess es recht tapfer sein. — Langsam sank die Sonne, und die beiden Menschen schritten dem Bergdorfe zu. Ein jedes hielt sein Herz in festen Händen und sie redeten von der einsamen Strasse, die sie werden gehen müssen. Er wollte in die weite Welt wandern und in fernen Landen Wurzel fassen—denn jetzt hatte er keine Heimat mehr.

Sie würde unterm Nussbaum jeden Sonnentag als Geschenk hinnehmen und wissen, dass ihre Tage abgemessen waren — ob sie wollte oder nicht, sie musste in Einsamkeit warten, bis sie den allerletzten Frühling auf dem Reitenberg erleben durfte, den

Herr!

Herr, wie deine Mutter möcht' ich sein —
so liebvoll und demutrein —
Herr, woll'st mich zu den Deinen zählen
Und also auch mich auserwählen.

Wie deine Mutter laß mich gehen
Durch dieses Lebens Erdenwehen —
So still und zielbewußt und gut —
Herr, gib mir ihren Leidensmut!

Wie deine Mutter laß mich lieben
Nur dich, o Jesus, Engelsbrot!
Du unsere große heilige Sehnsucht —
Erlösung du aus letzter Not!

(E. Dülfer)

---

letzten Sommer verträumen und den Duft des Heues von den Wiesen einatmen und im Herz ahnen, dass bald der Herbst die Saat reifte und der Schnitter die Sense zum letzten Schnitt dengelte.

Die beiden Menschen standen sich gegenüber, ein jedes mit dem Blick in die Ferne, weit ab voneinander, und doch so innig von der heissen Liebe für einander verbunden. Keines wollte dem ander zeigen, wie weh ihm ums Herz war, und darum schwiegen sie. Sie waren stille, wie die grossen schneegekrönten Berge, um die das leise, feine Rot der sinkenden Sonne spielte.

Marie Louise fröstelte. Sie gingen ins Haus. An einem kleinen Tischchen war für sie gedeckt. Blumen standen in schlanker, geschliffener Vase. Eine blasse Marschall-Niel-Rose nahm Marie Louise aus dem Gebinde. „Sieh' hieher, das ist mein Leben — bald wird es so müd, blass und welk wie diese zarte Rose sein." In diesem Momente fiel die ganze Blumenblüte auf den weissen Damast, und Marie Louise hielt nur noch den Stiel mit den grünen Blättern in den Händen. Er nickte nur, hob sein Glas und stiess mit ihr an. „Lass uns tapfer sein, Marie Louise; du hier, ich dort, drüben über dem grossen Wasser."

Bald darauf ging er zu Tal, wie einer, der seinen köstlichsten Besitz begraben. Marie Louise stand am Fenster und schaute zu, wie langsam Stern um Stern am Himmel erglomm. „Was hätte sie diesem kerngesunden, kraftstrotzenden Manne in seinem Leben noch sein können? Musste sie nicht gerade darum, weil sie ihn liebte, verzichten?" Und sie betete: „Du, der du die Geschicke aller lenkst, hilf uns leiden und gib uns Kraft, die Wege zu wandern, die auseinandergehen! Gib uns beiden den Mut, unserm Vorsatz treu zu bleiben, damit ich mich in mein Schicksal füge, und er mit neuer Lebenskraft einem neuen Leben entgegengehe. Du wirst wissen, warum es so und nicht nach unserm Wollen ging."

Im Tale sprangen die Bächlein schon munter durch Feld und Wald, die gelben Dotterblumen leuchteten fröhlich aus dem saftigen Grün, und herrlich blühte Baum an Baum. Marie Louise war heimgekehrt. Am Arm ihrer Mutter ging sie leis und versonnen durch das blühende Land ihres Vaters. Ernst Amberger war ein paar Tage vor ihrer Heimkehr ausgewandert. So hatten es die beiden tapferen Menschen verabredet. Keines wollte dem andern das Scheiden schwer machen. Auf der Hügelkuppe ist er gestanden und hat lange, lan-



ge in die weiten Lande seiner geliebten Heimat geschaut. Schier hätte ihn der Schmerz der Trennung von allem, was ihm so teuer war, übermannt; er schaute und schaute, als wollte er das Bild für alle Zeiten in sich aufnehmen, — stumm hat er Abschied genommen von jedem Plätzchen, das Zeuge ihrer Liebe gewesen und ist dann fortgezogen in eine andere, fremde Welt, wo harte, zähe Arbeit ihm über den Schmerz des Herzens hinweghelfen sollte. —

Auf dem Zimmer, das Maria Louise zu bewohnen pflegte, fand sie einen wundervollen Blumenstrauss und daneben vier Bände „Storm's Novellen". Auf der ersten Seite mit seiner festen Hand geschrieben: „Ein jedes Band, das noch so leise die Geister aneinanderreiht, lebt fort in seiner stillen Weise auf unberechenbare Zeit." (Platen.)

Die Mutter sagte: „Das hat er für dich zum Abschied dagelassen", und ihre Stimme zitterte leis.

Unterm Nussbaum stand nun eine runde Bank und ein rohgezimmerter Tisch. Weiss leuchtete das neugehobelte Tannenholz.

Wieder sagte die Mutter, mit Beben in der Stimme: „Das hat er für dich, Kind, noch gemacht. Und damit du auf dem Weg zum Waldrand nicht müde werdest, hat er am Wiesenrain dort auch ein Bänklein für dich gezimmert und oben auf der Hügelkuppe, siehst du, wie es heruntergrüsst, steht auch Tisch und Bank für dich."

Maria Louise sagte kein Wort — die Kehle war ihr zugeschnürt. — Wie herrlich hätte es sein müssen, dich in eines so guten Mannes Obhut zu wissen." — Die Bäuerin wischte die Träne um Träne aus ihrem sonnverbrannten Gesicht. Maria Louise weinte nicht — sie schaute in die die weite, weite Ferne. „. . . Herr, dein Wille geschehe . . Herr, lass ihn glücklich werden . . . ", so dachte sie und ging durch das sonnige Blühen leis und versonnen hinauf zur frisch gezimmerten Bank. — Wochen vergingen, der Sommer verblühte, der Herbst vergoldete das Land, Maria Louise erlebte einsame Tage. Wenn der Husten sie nicht plagte und die Sonne schien, lag sie verträumt irgendwo an einem geschützten Ort. Ab und zu kam die Josefine, ein junges, wackeres Mädchen, das ein herbes Schicksal als Pflegekind bei der Mutter des Dorfkaplans gelassen, mit Büchern vom Pfarrhause, und wenn es Maria Louisens Gesundheit erlaubte, so stopften die beiden ungleichen Menschen die Kirchenwäsche, Altartücher und Spitzen miteinander aus, und dann erzählte die kranke Maria Louise dem gesunden Menschenkind von Ernst Amberger, wie er den Wald urbar mache, Scholle um Scholle bepflanze, wie einsam er lebe, sich selber koche, flicke und wasche und wie er langsam vom herben Weh gesunde.

Josefine hatte niemanden mehr auf Gottes Erde. Ihre Eltern waren an Grippe gestorben, und sie als fremdes Vögelchen hatte nirgends ein Nest. Die gute Mutter des Dorfkaplans hatte sie als fünfjähriges, williges Mädchen angenommen. Das ruhelose Blut ihrer Eltern hat sich im geordneten Leben bei der schlichten Frau etwas besänftigt, und Arbeit gab es nun in Haus und Hof genug für die junge, überschäumende Kraft. Sie horchte gerne zu, wenn Maria Louise ihr von Ernst Amberger erzählte, denn sie hatte ihn oft auf den grossen Feldern des Reitengergbauern pflügen und eggen gesehen; hatte ihm gerne zugeschaut, wenn er weitausholend die Sense zum Schnitte schwang. Manchmal kam es, dass Maria Louise verträumt ihre blassen, schmalen Hände über die krausen, schwarzen Locken der jungen Freundin strich und ein feines Lächeln in ihren fieberglänzenden Augen stand. Und wenn bei ihrem Erzählen ein verräterisches Rot über die Wangen Josefins glitt, dann glomm im Herzen des kranken Mädchens ein leises Wünschen auf..

Mit ungewohnter Härte zog der Winter, der rauhe Geselle, ins Land. Schier hätte er mit seinen eisigen, nasskalten Winterstürmen das Lebenslichtlein der

blassen Menschenblume auf dem Reitengerg ausgelöscht. Maria Louise aber wollte nicht sterben, ihr Tagewerk war noch nicht getan. Aus den Briefen von Ernst Amberger sprach soviel Sehnsucht und das Weh der Einsamkeit, dass er Maria Louise leid tat. Sie sann an manchem einsamen Wintertag, in warme Decken gehüllt, am Fenster ihres Stübchens nach, und als einst die Februarsonne durch die blanken Scheiben leuchtete, raffte sie sich zusammen und schrieb einen langen Brief an ihren Freund in der Ferne.

„ . . . Ich weiss ein Mädchen, jung und gesund, es steht in seinem Blumengärtlein beim Pfarrhaus, wie ein stämmiges, blühendes Rosenbäumchen, rotwangig, blauäugig und mit zwei schwarzen Zöpfen um den Kopf. Du weisst vielleicht, wen ich meine. Es kam von irgendwo her — sein Sinn ist weit und schier ist ihm die Welt im Pfarrhaus zu eng. Mein Freund, was meinst du dazu? Meines Lebens Flamme brennt nur noch eine kleine Weile, und es wäre mir lieb, zu wissen, wer statt meiner an Deiner Seite stünde . . . “ Eng standen die Worte, Seite an Seite, mit ihrem Herzblut schrieb Maria Louise.

Als im April die Sonne wärmer strahlte, ging sie müden Schrittes hinunter zum Pfarrhaus und brachte dem Herrn Kaplan Ernst Ambergers Antwort, die inzwischen eingetroffen.

Lange schaute der junge Priester hinaus in das Blaue des lachenden Frühlingshimmels, strich die Blätter des Briefes zusammen und sagte: „Ich glaube, es könnte ganz recht herauskommen, Ihr, Maria Louise, müsst es ja wissen. Ungewohnt ist die Art und Weise, wie sich die beiden Menschen zusammenfinden sollen — aber die Wege zum Glück sind ungleich im menschlichen Leben; wo die Liebe im Menschenherzen schlummert, wird sie oft auf sonderbare Art entzündet. Es kommt auf den Willen an, ob sich eins ins andere fügen und seine Art ertragen kann für ein ganzes Leben. Wenn Josefine den Sprung übers grosse Wasser und die Ehe wagen will — ich wehre es ihr nicht — die Welt hier ist ohnehin zu eng. — In Ernst Amberger habe ich festes Vertrauen. — Sie arbeitet im Garten, wolltet Ihr nicht jetzt mit ihr sprechen?“

Maria Louise raffte Schultertuch und die Papiere zusammen und gab dem Priester die Hand. — „Ich will versuchen, die Sache recht zu machen!“ und ging hinunter in den Pfarrhausgarten.

Josefine stach mit ihrer jungen, ungebrochenen Kraft den Spaten in das neuerwachte Erdreich. Sie wollte ein Rosenbäumchen verpflanzen, da es zu wenig Sonne hatte am alten Platz. Als sie Maria Louise gewahrte, streckte sie ihre erdige Hand hin und sagte lachend: „Gelt, die nimmst nicht, oder doch? Erst verpflanz' ich noch meinen Rosenbaum und dann komm' ich mit dir und begleite dich eine Strecke den Berg hinauf!“ Maria Louise setzte sich auf eine Bank in der Sonne und schaute dem schaffenden Mädchen zu. „So eine muss er haben — zu aller Arbeit bereit, gesund und stark. Lachen muss sie können und singen und dem Leben in die Augen schauen.“ Josefine brachte ihr ein Sträusschen Primeln und Schneeglöckchen und wies lachend nach dem Rosenbäumchen: „Wenn es dort gedeiht, sollst du die ersten Rosen haben. Dich sollte man auch mit der Wurzel ins Sonnenland verpflanzen können, Liebes, dann hättest du auch rötere Wangen!“ — „Lass es gut sein, Josefine, ich möchte auf dem Reitenberg sein und dort sterben.“

Josefine hielt die warme Hand ihrer Freundin und strich lieb darüber hin. „Hab ich dir weh getan? Schau! Man möcht' dir so gerne neue Lebenskraft und neuen Lebensmut geben, wenn man nur könnte!“

Maria Louise lächelte fein und schaute Josefine voll an: „Wolltest du nicht einem andern deine Lebenskraft geben, Josefine?“ Die Angeredete senkte den Blick und sagte eine Weile nichts. Dann kehrte sie sich zu Maria Louise: „Schau, ich hab' mir das schon lang zurechtgemacht — du hast schon soviel von Ernst Amberger geredet, dass er bald eine Frau haben müsse, dass man wirklich dumm sein müsste, um sich da nicht zurechtzufinden. Ich weiss auch, warum du mit dem Herrn Kaplan geredet hast. Jetzt machen wir der Sache ein Ende, ich schreibe dem Herrn Farmer Ernst Amberger ganz einfach, wie ich von der Heiratsgeschichte denke, und pack' mein Bündel und sehe mir das Haus im Urwald an und den Mann dazu. Wenn er nicht anders geworden, als er auf dem Reitenberg war, und ich ihm gefalle, dann wird sich auch dort, in dem gottverlassenen Nest, ein Priester finden, der uns traut. Ich nehme ihn als dein Vermächtnis, und er nimmt mich als dein Geschenk, und wenn man will, muss es recht herauskommen! Nur das Geld für die Reise muss er mir senden, sonst kann er vergebens auf eine Frau warten! Schau, man muss im Leben alles so einfach als möglich und ohne Um-

---

Herrgott, reich mir deine Hände,
Daß ich mich zur Liebe wende.
Laß mich achten auf die andern,
Die oft keuchend mit mir wandern
Dicht an meiner Seit'.
Laß mich hegen, laß mich stützen,
Laß mich lieben, laß mich nützen,
Kurz ist unsere Zeit.

(Margaret Hohmann)

stände machen. — Ich habe dir schon einmal gesagt: ich habe Ernst Amberger geliebt, ohne dass er es wusste — und er lernt mich vielleicht lieben, wenn ich tapfer und treu bleibe!" Das war ganz des Mädchens unverfälschte Art, das sich gab, wie es war und Schleichwege hasste. — Morgen wollte Josefine mit dem Brief zu Maria Louise kommen und alles andere besprechen. — Arm in Arm sah der Kaplan die ungleichen Mädchen durch den Frühlingsabend schreiten, und er wusste, bald würde der Singvogel ausfliegen in eine fremde Welt! „Sonderbar sind deine Wege, Allmächtiger! Schütze sie!"

Briefe flogen hin und her über den Ozean. — Darob verrannen des Sommers sonnige Tage, und schon färbte sich der Wald in herbstliches Gelb. Josephine war entschlossen, des blassen Mädchens Wunsch zu erfüllen und ihr Vermächtnis anzutreten. — An einem sonnigen Herbsttage stand sie im Pfarrhausgärtlein, um Abschied zu nehmen. — Als hätten es die Blumen all gewusst, dass es ans Scheiden ging: sie hatten ihre Blüten in verschwenderischer Fülle geöffnet. Rittersporn, Gladiolen in leuchtendem Rot, Astern in allen Farbtönen blühten in bunter Pracht, die grossen, gelben Margueriten mit dem dunklen Samtpölsterchen in der Mitte! „Ob sie sich drüben auch ein solches Blumengärtlein vor dem Blockhaus im Urwald halten konnte?"

Sie wehrte den trüben Gedanken, schnitt sich einen mächtigen Strauss und die letzten Rosen von dem verpflanzten Rosenbäumchen und schritt bergan, hinauf zum Reitenberg.

In blauer Ferne lagen die Hügelzüge, Dorf an Dorf verträumte den Abend in der Niederung des Tales. Golden leuchteten die Wälder aus der pastellfarbenen Herbstlandschaft.

In Maria Louisens Arm legte sie ihre leuchtende Blumenbürde, als sie am Eingang des Hofes sie begrüsste.

„Ich habe vom Pfarrgärtlein Abschied genommen", hub Josefine an, „und ich habe noch einmal über Land geschaut; so ein klein wenig ist mir doch weh ums Herz. — Aber ich hab' es bald überwunden."

Die beiden traten ins Haus und gingen auf das stille Stübchen Maria Louisens. Dort gab diese der Freundin ein versiegeltes Paket. „Wenn du Ernst Ambergers Frau werden willst, öffne es — es ist mein letztes Geschenk an euch. Kannst du dich dazu nicht entschliessen, dann nimm den gelben Umschlag an dich, der darin liegt; er ist dann dein Eigentum. Liebe Ernst Amberger mit deiner jungen, unverbrauchten Kraft. Ich habe ihn tief und innig lieb gehabt. Wenn ich noch lebe, bis sich auch das abgeklärt hat, will ich dem lieben Herrgott danken!" Sie barg ihren Kopf an der Brust der Freundin und weinte herzbrechend. — Dann ward sie ruhig und besprach noch vieles Nötige von der Reise und den praktischen Bedürfnissen. Sie war überaus besorgt und gab mit offenen Händen dem elternlosen Menschenkind, was sie irgendwie entbehren konnte.

Wochen waren seit Josefinens Abreise vergangen. Novemberstürme fegten über den Reitenberg. Da brachte der Postbote einen Brief von Ernst Amberger:

„. . . Ich danke Dir, Du Gute, für das Mädchen,das Du mir zur Lebensgefährtin auserkoren. Ich glaube, es wird alles gut gehen, wenn wir beide den Willen dazu haben. Sie wird Geduld mit mir haben und Dir das stille Plätzchen in meinem Herzen lassen. Im Dezember hole ich sie auf meine Farm als meine Frau; sie weilt jetzt bei einer befreundeten Familie auf der Nachbarsfarm. Auch sie wird Dir schreiben. Unterm Weihnachtsbäumchen werden wir dankbar Deiner gedenken . . . "

Josefinens Brief lag auch dabei: „Dass ich gut in der Neuen Welt ankam, weisst Du, Liebe; dass ich mich darin zurechtfinde wirst Du, da Du mich gut kennst, auch wissen, und dass ich Ernst Amberger liebe, hast Du gewusst.

Ich habe Dein versiegeltes Paket geöffnet und darin einen Kranz, einen Schleier und ein weisses, von Dir genähtes Brautkleid gefunden! Wie soll man einem Menschen für solche Güte danken? Ich will Ernst Amberger das sein, was Du ihm sein wolltest, ein tapferes, treues Weib; vieleicht ist Dir das Dank genug. Das gelbe Kuvert habe ich Ernst gegeben — es wird wohl noch mehr Güte enthalten. Wir danken Dir dann zusammen. Grüsse unsere alte Heimat und und segne am 3. Dezember unsern sillen Bund.

Deine Josefine."

Auf dem Reitenberg fielen die ersten Schneeflocken, als die Briefe kamen. Maria Louise war zum Sterben müd. Sie lächelte unter Tränen und schaute ins verschneite, weite Land.

Am 3. Dezember deckte schon die kühle Erde ein stilles Grab auf dem schlichten Dorffriedhof am Fusse des Hügelzuges, auf dessen Kuppe stolz und gross der Hof des Reitenbauern lag.

Und als auf der einsamen Farm im fernen Kanada das Weihnachtsbäumchen brannte, erbrachen zwei stille, ernste Menschen einen gelben, versiegelten Umschlag: Das Vermächtnis der verstorbenen Maria Louise.

Das Opfer aber, das sie gebracht, hat sich gelohnt. — Ein Blumengärtlein blüht nun im fernen Westen vor dem stattlichen Blockhaus, und muntere, gesunde Kinder springen auf den wohlgepflegten Wegen, und zwei Menschen, die Vertrauen haben zueinander, teilen sich in das harte Tagwerk, — und gedenken ihrer oft, wenn sie in stiller Abendstunde einander von dem schönen Dorf erzählen, das einst ihre Heimat war, von den Hügeln und den stillen Bergen und dem friedlichen Glockengeläute, das am Abend wie ein Grüssen von Dorf zu Dorf auf den Reitenberg herüberkam.

Mutter aller Muetter

von Bernhard Willenbrink, O.M.I.



Der hochwürdige Pater Bernhard Willenbrink, Schriftleiter der „Monatsblätter der Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria", feierte zusammen mit Pater Joseph Schneider O.M.I. das Fest des silbernen Priesterjubiläums. Die von Pater Willenbrink redigirten „Monatsblätter" sind so eigentlich Mutter unseres lieben Marienboten. Sie sind die Monatsschrift der Oblatenpatres Deutschlands. Fünfzig Jahre ist diese Monatsschrift alt. Sie bestand bereits, als die ersten Oblatenpatres von Deutschland nach Canada kamen, um hier nicht nur Pfarreien, Schulen, Gemeinden und Kolonien, sondern auch den Marienboten zu gründen. Der Marienbote sendet hiermit dem hochwürdigen Herrn Schriftleiter der „Monatsblätter" seine nachträglichen Segenswünsche. Um den Marienbotenlesern den Geist des hochwürdigen Jubilanten vorzustellen, bringen wir hier seinen Artikel „Mutter der Mütter" aus der Mai-Juninummer der Monatsblätter.

Eine gute Mutter war besonders darauf bedacht, ihr Kind frühzeitig richtig beten zu lehren. Hin und wieder nahm sie ihren Liebling still beiseite und sprach ihm das „Vater unser" vor. Das Kind konnte bald den ganzen Text auswendig. Einmal waren Mutter und Kind wieder beisammen und hatten gerade begonnen, gemeinsam das „Vater unser" zu beten. Plötzlich hält das Kind inne, schaut auf und fragt: „Mutter, du sagst immer nur: ‚Vater unser, der du bist im Himmel'. Gibt es im Himmel denn keine Mutter?" — Nun hatte die Mutter es leicht, dem Kinde zu erzählen von Maria, der Himmelsmutter. Und das Kind, das sich den Vater im Himmel nicht denken konnte ohne eine Mutter dazu, lernte so auch, warum wir Maria liebend verehren, die Mutter aller Mütter.

Maria ist die Mutter aller Mütter, weil sie den besten aller Söhne geboren hat. Sie ist die Mutter Jesu. Sie hat also den geboren, der von Ewigkeit her Gott ist. Sie hat den „in das Gewand der menschlichen Natur gekleidet" (Augustinus), der durch die Geburt aus dem ewigen Vater gleicher Gott mit ihm ist. So kommt es, daß sie in der Bibel, ohne Abstrich und ohne Deutelei, „die Mutter Jesu" gennant wird, was dann die Kirche in ihrer bald zweitausendjährigen Geschichte als Frohbotschaft weiterträgt zur Freude ihrer Kinder. Diese beten deshalb kein „Vater unser", ohne im Anschluß daran beim „Gegrüßet seist Du, Maria", auch der Mutter aller Mütter zu gedenken. Unter ihrem Herzen begann der Erlöser der Welt durch das leise Klopfen seines kleinen Kinderherzens der Menschheit anzudeuten: „Ich hab' dich lieb. Deshalb nahm ich einen Leib an aus dem Schoß meiner Mutter Maria und will ihn am Kreuze opfern zu deinem ewigen Heil." Im Schoße Mariens hat also die Stunde der Erlösung begonnen. Die Ehre dieses Sohnes aber fällt auf die Mutter zurück. Durch Jesus, den besten aller Söhne, ist sie die Mutter aller Mütter geworden.

Maria ist die Mutter aller Mütter, weil sie auch allen Gotteskindern, den Brüdern und Schwestern Jesu, das übernatürliche Leben schenkte. Gottes Sohn mußte sterben am Kreuze, damit wir Gotteskinder würden. Und Mariens mütterliche Aufgabe war es, dabei zu helfen. Das ist als Glaubensgeheimnis ganz ernst zu nehmen; so ernst wie die Schmerzen Maria wehe taten, als sie unsere Mutter wurde. Erspart blieben ihr solche Mutterschmerzen im Stalle von Bethlehem, wo sie ihren Jesus, in das Gewand der menschlichen Natur gekleidet, zur Welt brachte. Erspart blieben ihr die Mutterschmerzen aber nicht, als sie unter dem Kreuze uns in das Gewand der göttlichen Natur kleiden half. So groß waren ihr Wehen, daß die Kirche ihr das Wort in den Mund legt: „O ihr alle, die ihr vorübergeht am Wege, habt acht und schaut, ob ein Schmerz gleich sei meinem Schmerz!"

So ist es dem gläubigen Katholiken klar, warum keine andere Mutter so sehr und von so vielen Kindern geliebt wird, wie sie, die Mutter Jesu und unsere Mutter. Oder sollte etwa Jesus, der Gottessohn, der unter ihrem Herzen das Gewand der Menschennatur angenommen hat, sie nicht mehr lieben als je ein dankbarer irdischer Sohn seine Mutter liebt? Und sollten wir erlösten Gotteskinder, wir Brüder und Schwestern Jesu, je vergessen können, daß Maria unter Mutterschmerzen ohnegleichen uns die Teilnahme am göttlichen Leben beim Opfertode ihres Jesus vermitteln half? Unser Gnadenleben stammt vom Herzen Mariens; deshalb ist uns dieses Mutterherz so lieb. Keine irdische Mutter also wird von so vielen dankbaren Kindern geliebt wie Maria, die Mutter Jesu und unsere Mutter. Darum ist sie die Mutter aller Mütter.

Eine Mutter bemühte sich, ihrem heranwachsenden Kinde das Geheimnis vom werdenden Leben klarzumachen. Sie begann mit der Frage: „Kind, weißt du auch, warum wir zwei uns so lieb haben?" — Das Kind antwortete: „Ja, Mutter, ich hab' dich lieb." — Die Mutter: „Aber warum hast du mich denn so lieb?" — Kind: „Ja, Mutter . . . warum, das weiß ich nicht. Aber es ist doch so." — Mutter: „Kind, dann will ich es dir sagen. Du kommst von meinem Herzen. Da hat dich der liebe Gott wachsen lassen. Dort war dein Herz nahe dem meinen. Zuerst warst du ganz klein, so daß du leicht Platz hattest in meinem Schoß. Dann wurdest du größer, bis die Stunde kam, wo es dir zu eng wurde bei mir und du fort wolltest von mir. Du konntest allein weiterleben. Aber dein Herz hat nicht vergessen, daß es zuerst an meinem Herzen ruhte und dort zu eigenem Leben herangewachsen ist." — Das Kind hatte mit immer größer werdenden Augen zugehört. Dann blieb es einen Augenblick ganz still. Plötzlich sagte es zur Mutter: Jetzt weiß ich, warum ich dich so lieb habe, ich komme ja von deinem Herzen."

Das sagen alle Söhne und Töchter von ihrer lieblichen Mutter: „Ich hab' dich lieb, wir zwei gehören zusammen; denn mein Herz verdankt dem deinen das Leben." Darüber sich jedes Jahr besondere Rechenschaft abzulegen, ist der Sinn des Muttertages. Dankbare Kinderherzen an diesem Feste sind die Ehre und Freude ihrer Mutter. Sollten wir diese Ehre und Freude nicht vor allem Maria gönnen, der Mutter aller Mütter? Danken wir ihr, daß sie in der Stunde von Nazareth, als der Engel Gabriel zu ihr kam, demütig glaubend ihr Fiat sprach: „Siehe, ich bin die Magd des Herrn, und dadurch Jesu Mutter wurde. Danken wir ihr vor allem, daß sie auch unter dem Kreuze ihren Mutteraufgaben an uns allen, die wir durch Christi Erlösertod dessen Brüder und Schwestern werden sollten, treu geblieben ist.

Maria steht als die Mutter aller Müter somit im gläubigen Bewußtsein aller Katholiken. Sie nahen sich ihr kindlich vertrauend. So muß es auch sein zwischen dir und ihr. Läßt jemand Mariens Mutterhände nicht für sich sorgen, dann ist er in Gefahr, wie ein Kind, das seine Mutter zu früh verloren hat. Wer glaubt, auf Maria verzichten zu können, um dessen Heil muß man sich ernstlich sorgen. Deshalb darf das tägliche Beten zu Maria keine Angelegenheit bloß für Kinder und Frauen sein. Auch der Mann braucht Mariens Mutterherz und Mutterhände.

Heute aber, am Ehrentag der Mutter, lassen wir Söhne und Töchter unserer lieben irdischen Mütter diesen gern den Vortritt zu ihrer großen Schwester Maria. Sie sollen sich geehrt fühlen in ihrer Nähe und ihr alles sagen können, was sie an Dank und Bitte auf dem Herzen haben. Unter Mariens Augen werden unsere Mütter wieder erstarken in gläubigem Vertrauen auf die göttliche Vorsehung, die ihnen nur deswegen so viel zumutet, weil sie dafür die mütterliche Kraft und Beharrlichkeit zu geben bereit ist. Was wäre geschehen, wenn Maria nicht demütig gläubig der göttlichen Vorsehung vertraut hätte, die all das unerhört Große aber auch Schwere von ihr verlangte, was zwischen Nazareth und Golgotha liegt? Die Folgen sind gar nicht auszudenken: eine Welt ohne Krippe, ohne Kreuz, ohne Altar! Durch Mariens tapferes Ja zu allem, was ihr der Finger Gottes an Aufgaben ins Lebensbuch schrieb, ist unsren Müttern ein Beispiel gegeben, auch ihre Mutteraufgabe als Auftrag Gottes vertrauensvoll auf sich zu nehmen.

Maria

Du bist mir Wehr und Schild,
wenn es die Stunde gilt,
Du Eine!

Du bist das helle Licht,
das durch mein Dunkel bricht,
Du Reine!

Du bist die Mutter gut,
Du bist mir frohen Mut,
Du Feine!

Du bist mir Weg und Zeit,
Und Tor zur Ewigkeit,
Du Meine!

Der Mann, der trotzig steht und fest auf seinem Platz,
Den wird die ganze Hölle nicht bezwingen.

Der Heimtückische verdient keinen Glauben, sebst wenn er die Wahrheit spricht.

Wer das Geld zum Weibe nimmt, dem wird ein böses Weib zum Heiratgut gegeben; jenes wird je länger, je weniger, dieses hingegen je länger, je ärger.

★

Mutterliebe gleicht dem Granit, der kaum zu zertrümmern ist. Selbst des Kindes Undanks schwerste Last vermag der Mutter Liebe nicht zu erschüttern.

vom Schusterseppel



Liebe Leit!

Die Pauline, die mein Weib is wo ich viele Johr zurieck christlich geheirot hon hot mich arg verschimpft vonwege weil ich im Mariabot geschriebe hob wie daß ich schon längst in Ottawa gehuckt hätt wenn ich die englische Aussproch so handlen könnt wie ich mich uf das deitsche und die russische Sproch versteh ober sie is nur bös gewest vonwege weil ich mich so lange uf dem beefring uffgeholte hob wo der Bapinger Joe g'hat hot und mir sein zwelf Mannsleit z'samme komme wo zum beefring zugehere und dann sein noch unnerschiedliche anre do gewest was net zu dem beefring zugehere ober die hen mir auch gut getrieted indem daß mir doch kadolische Leit sein und auch einen Glauben hon.

Liebe Leit jetzen hen mir mit die beefrings wieder gestartet und ich hob keine beefs net im Stall vonwege das retiren wo ein alter Mann das Recht druf hot und besunderscht wenn er ein Schriftsteller is wie ich ober ich hon noch Viech bei meine Bube und selles Viech tut mir zug'here indem daß ich es net zu meine Bube ieberschriebe hon was ein guder Gedanke is indem daß die Schwäher und Schwäherine sich net in mein business mixen könne ober was mein is is mein und selles is das law von der property was gut protected is und kein lawer net kann mir mein Viech fortnehme ober wenn ich den beefring joinen will kann ich sellen beefring joinen und mir hen latsa fun uf die beefrings indem das der Mensch doch etwas vom Läbn hon muß wo es doch so schwer is indem das die Frucht net wochse will und kein Rägen kummt net.

Liebe Leit und teire Leser und Leseriene vom Mariabot uf Mendham bien ich net gefohre und ich hon net teilg'nomme am Reffrent Poter Schneider sein Jubilee und selles hot die Leit von Mendham disappointed ober was ein Weib is is ein Weib und wenn selles Weib sogt Seppel du fahrst net uf Mendham dann kann kein Mensch den mind von seinen Weib net changen ober der Mann muß gehorche indem daß der G'horsam eine gude christliche Tugend is ober die Leit von Mendham hätt ich gern gemiet und auch die Päter was dorten sein ober vonwege den beefring hot die Pauline mich verschimpft indem das ich spot ham komme bien es wor ober net mein Schuld gewest indem das mir Mannsleit wo um unser Brot kämpfe tun in der Polidiek und in der Wertschoft unnerschiedliche problems zu solven hen ober die Weibsleit tun selles net glaube und sie verschiempfe uns und soge wie das mir gesoffe hen desch hen mir ober net gemocht was alle Mannsleit wo uf dem beefring beim Joe gewest sein bezeige könne.

Liebe Leit die Sach is so gewest indem das mir ein Johr zurieck zehn Familien gewest sein wo den beefring gejoined hen und dies Johr sein mir zwölf wo gut ausgefiggert werde muß wie das mir den Stier verteile ober es is kein Stier net gewest ober eine Kuh ober desch is kein difference net vonwege weil ein geschlochtet Viech ein geschlochtet Viech is ober rechlen hen mir doch gemießt vonwege die justice wo doch jeder gerecht behondelt werde muß.

Ich bien net so lucky gewest indem das es meine turn gewest is die Riepe mit ham zu nehme und ich glaub das selles der Pauline net gepoßt hot vonwege weil sie perhaps ein appetite fier uf Schunkeflasch g'hat hot ober so is meine turn gewest und ich kann do nix net ändre und ich hob g'sogt, Pauline, hob ich g'sogt, da schau her die gude Leber was ich ham g'brocht hot sie hot selle Leber ober net geglieche und sie hot wieder g'schiempft vonwege das spote hamkomme ober ich hon explained wie das mir Mannsleit von die election gesproche hon und von die chance einen guden bonus zu bekomme selles hot ober net geholfe bis das ich eingestanne hon daß mir doch ein bottle beer getrunke hon es könne jo auch zwei gewest sein ober mehr als drei sein es ganz gewieß net gewest und selles is die reine Wohrheit.

Liebe Leit heit is die Pauline ober wieder freindlich ieber mich indem das sie doch weiß daß ich der Hausvoter bin wo respected werde muß und wo fier sie lange Johr gesorgt hot die Paulne hot ober auch fier mich gesorgt indem das sie ein treies Weib is und ich tu soge ihr Leit, tu ich soge, hobt's kein Streit net in eire Heiser indem das selles net gut is fier die Erziehung von unsre Kinner und nervous tun mir auch werde ober mir miesse uns vertroge und alles im Friede schoffe.

Selle Lehr hon ich ein poor Johr zurieck dem Krutzeler Anton gebe ober der hot sie net ang'nomme und er hot mit sein Weib weider gestriete und hot sie verschloge

und selles wor net mehr chriestlich indem das der Mann sein Weib net schloge darf ober dem Krutzeler Seine hot es geständet fier lange Johr obwohl sie ein schweres Weib gewest is und der Anton ein Mensch mit kein Flasch net ober nur bones und ganz große Fieß wo kein size von Schuh net druffgepoßt hen ober ein Maul hot der Anton g'hot wie kein Mensch von die Polidiek net hon tut und die Polidieker hen schon große Meiler ober gegen den Anton seins is es nix net gewest.

Die Weibsleit von unsren diestrict hen alle sorry gefiehlt fier den Anton sein Weib vonwege weil der Anton sie so arg verpriegelt hot zweimol uf die Woch und sie hen dem Anton Seiner den Rot gebe, haut's doch zurieck, hen sie g'sogt, dem Anton Seiner hot ober net agreed indem das sie ein arg frommes Weib gewest is wo g'sogt hot daß ein Weib den Mann net schloge soll indem das der Hausvoter gerespected werde muß und sie muß ihren Mann mit love triete.

Wie sie selles g'sogt hot vonwege das mit love treate do hon ich ine idea in meinen Kopf bekumme und ich bin gleich h'nieber zum Anton seine und hon ihr meine idea explained und ich hon g'sogt, Margaret hon ich g'sogt, vonwege weil sie uf den Nome Margaret getauft gewest is, Margaret hon ich also g'sogt, schloge mußt du deinen Anton net ober tu ihn mit latsa love treate wenn er hamkummt und wieder besuffe is und dich schlogt dann nähm ihn deine Arm und tu ihn an dich driecke wo du doch sein Weib bist und selles tun darfst und drieck ihn bis das ihm das Schnaufe vergeht nochher werd er dich net schloge. Die Margaret hot lang mit mir protested und hot g'sogt wie das soller advice net gut is und keine christliche idea net is ober ich hon geantwort wie das love christlich is indem das die Päter iemmer davun prädige ober ich hon die Margaret net convinst und so bien ich hamgange.

Uf den nächsten Samstog Obend bien ich ieber die street gange da is mir doch uf eimol die Margaret nochsprunge komme und wie sie mich gekätscht hot do hot sie mich doch vor alle Leit und stormänner und farmers wo uf den Samstag in die town fier uf das shoppen kumme in ihre Arm g'nommie und hot mich gedrieckt und gedrieckt das mir wohrhaftig die Auge ausgestanne hen und das Schnaufe is mir ganz vergange und jetzt mießt ihr noch die Scham unner consideration nähme wo mich getroffe hot von einen fremden Weib wo einem net angetraut is uf uffner street in die Arm genomme zu werden ich hon gedenkt ich sterb ober net so sehr von der Scham ober weil ich keine Luft net mehr gekriegt hon und ich hon mir g'sogt, Seppel, hon ich g'sogt, desch is dein End indem das du verstieckst. Ich bien schon gor net mehr weit von meinen letzten Schnaufer gewest und es is mir schon ganz green vor die Augen vorkumme do hot mich die Margaret losgelosse und ich hon schnell nach Luft geschnappt ober desch hot net viel geholfe indem das die Margaret mir grad in mein ehrliches G'sicht verschiempft hot: Die love is chriestlich, hot sie geschrien, do geht's amol her in mein Haus der Anton is fast gornet mehr am Läbe ober kalt und steif tut er liege und ich hätt ihn bald gemerdret vonwege eiren advice ihr heidnisches Luder ihr. Und vieles anres hot sie noch ieber miech geschiempft ich bin ober schnell fortgesprunge und ich hon kein Mut net g'hat fier das hamgehe vonwege wenn selles die Pauline erfohre tut nochher giebst kein Frieden net mehr im Haus vonwege die jelousy wo doch im Ehestand herrscht ober es is doch net meine Schuld gewest das der Anton gleich umfolle is als ihn die Margaret in ihre Arme nohm und geschloge hot er sie net vonwege er es net könne hot indem das ihm das Schnaufe gleich vergonge is ober selles is die Dankborkeit von unsre heitige Welt und es is viel Schand ieber meinen guden Nome kumme von sellen advice was ober net mein advice verschuldet hot ober die Margaret wo mich net hätt umarme breiche indem das es mit dem verschiempfe gut gelangt hätt ober der Mann muß unnerschiedliches hinnehme und ich sog, was ein guder, chriestlicher Mann is der tut schweige und ich schweige auch indem das ich kein Wort net mehr ieber selles schamhaftiges Gschähnis verzähl ober ich schweig still und tu getuldig leide indem das selles ein gudes Werk is wo man sich ober bei die Leit beklogt da is es kein gudes Werk net mehr.

Liebe Leit tut selle Geschicht und wohre story wo ich eich heit verzählt hob net unner die Leit weider verzähle vonwege meinen guden Nome wo net gespoilt werde dorf ober schweigts wie ich schweige tu und ihr breicht auch kein Bedauernis net fier mich fiehle vonwege weil ein ehrlicher Mann wie das ich einer bin alles Ung'rechte mit Getult ertroge muß und er muß suffern fier uf das das Gude und Kadolische fier unsre Welt erholte bleibt und mein advice zu die Margaret is net so unkadolisch gewest wie das die Margaret es gemocht hot ober ich hon es gut gemeint und ich tu die Verantwortung troge ober die Schand hätt sie mir net antun sollen indem das die Pauliene heit noch davun spricht und es gibt Täg wo ich sie net stoppen kann ober sie tut es mit vorwerfe indem das ich jetz soge tu das ihr mir net solle advice zu die Weibsleit gebt sonst könnt eich große Schand angeton werde ober hobts Friede im Haus und alles werd gut mit was wellen advice ich jetz meine conclusion moch indem das ich eich alle grieß bis uf den nächsten Mariabot wo ich bin eier getreier

Schusterseppel,
kadolischer Schriftsteller vom Mariabot.

Heiraten ist leicht, haushalten schwer.

Eitel der Großtür, der den schlichten Mann verachtet! Merke es doch: Selbst die Sonne macht das Kerzenlicht nicht unentbehrlich.

Je weniger Verstand einer hat, um so weniger merkt er den Mangel; und je weniger Selbsterkenntnis, desto mehr Selbstüberhebung.

Aus dem Leben eines Missionars

† P. Franz Watterott O.M.I. (Monatsblätter)

Der Eichsfelder

Inmitten der fast ganz protestantischen Reichsgebiete Hessen, Hannover, Sachsen und Thüringen lag jahrhundertelang das Eichsfeld als das katholische Herzstück Deutschlands. Nie ist es ein selbständiger Staat gewesen und war später sogar politisch in verschiedene der genannten Gebiete aufgeteilt. Dennoch waren sich die Eichsfelder der Grenzen ihres Ländchens immer ganz genau bewußt, pflegten innerhalb dieser Grenzen ihre recht ausgeprägte Eigenart und ließen nichts ins Land hinein, was nicht zu ihnen paßte.

Dabei haben sich die Eichsfelder keineswegs in die Enge ihrer Heimat eingesperrt. Wohl stets waren aus fast jeder Familie Söhne und Töchter in der Fremde, und sogar Väter verbrachten große Teil des Jahres fern von ihrer Familie. Doch alle nahmen aus der Heimat und der Familie mit, was diese ihnen gegeben und pflegten es draußen mit Treue und großer Liebe. Man wußte, was daheim geschah, und daheim wußte man, was aus jedem da draußen wurde.

Fast überall in deutschen Landen konnte man Eichsfelder treffen, und man merkte es ihnen auch deutlich an, daß sie Eichsfelder waren, selbst wenn am Orte kein Eichsfelderverein bestand, versteckten sie doch nirgends ihre Liebe zur Heimat und den Glauben der Heimat vor Leuten, bei denen sie zu Gaste waren. War aber einer in Gefahr, der Heimat, der Familie oder seinen Glauben untreu zu werden, dann bemühte man sich eifrig um ihn, daheim und draußen und zumeist mit gutem Erfolg.

Was die Eichsfelder in der Fremde anzubieten hatten, war deftig und kräftig wie die Namen, die sie vielfach trugen und wie der „Feldkieker", den sie aus der Heimat kommen ließen, wenn er dort im Rauchfang reif geworden war. Die „Bremer Stadtmusikanten" unserer Jugend und viele wandernde Handelsleute waren Eichsfelder. Vor allem stellten sie auch einen stattlichen Anteil beim Baugewerbe, besonders in der Industrie, wo damals die Dörfer zu Städten sich weiteten, Jahr um Jahr.

Im Bauhandwerk war auch Ignaz Watterott zu Hause. Zu Münster hat er seinerzeit den Baumeister gemacht und arbeitete auch meist im Münsterland. Am liebsten baute und schnitzte er Altäre. Zu Neustadt, im Kreise Duderstadt, aber stand das Haus, in dem seine Familie wohnte, seine Frau Friederike mit der Schar ihrer Kinder, die sie still und treu hütete, während der Vater in der Fremde war, und die sie ihm als eine wahre Herzensfreude vorstellen konnte, so oft er nach Hause kam. Am 23. September 1874 hat Frau Friederike ihr achtes Kind, einen gesunden Buben innig an ihr Herz genommen und auch dem Vater in die Arme gelegt, als er heimkam. Man nannte den Jüngsten Franz.

Der kleine Franz wandert aus

Bald schon ist der kleine Franz ausgewandert aus der Wiege und von Mutters Schoß, erst einmal auf Händen und Füßen in die große Stube, und dann aufrecht, wie es sich gehört für einen rechten Mann. Schön der Reihe nach eroberte er sich das ganze Haus, die Werkstatt des Vaters, den Garten und das Feld, das Dorf und im Dorfe besonders die Kirche und die Schule. Und überall hat er schon damals den Dingen gut auf den Leib geschaut und den Menschen gut auf den Mund und die Hände. Dabei lernte er allerlei nützliche und notwendige und auch ganz einfach nur fröhliche Tüchtigkeiten. Auf diese Weise kam er in der Schule in jeder Klasse bald schon auf den ersten Platz und in der Kirche als Meßdiener an den Altar. Dem Vater aber, hat er wohl all das abgeguckt, worin er später ein so erstaunlicher Meister war, kannte er sich doch nicht nur aus in den Dingen seines eigentlichen Berufes, sondern war er auch ein wirklicher Meister als Maurer und Schlosser, als Schnitzer und Schreiner, als Schneider und Gärtner und als guter Jäger obendrein.

Ins elterliche Haus ist oft ein junger Lehrer gekommen, der dem kleinen Franz allerlei beigebracht hat in der Kunst des Musizierens und des Unterrichtens anderer Kinder. So ist es nicht verwunderlich, daß Franz erst einmal Lehrer werden wollte. Dann hat ihn aber doch sein Bruder Ignaz, der in Valkenburg die Klosterschule besuchte, sich nachgezogen.

Dort hat der Bub alles gelernt, was es an einem Gymnasium zu lernen gibt. Im Noviziat von St. Gerlach hat er darauf seine Probe als Ordensmann bestanden, so daß er am 15. August 1894 die ersten Gelübde ablegen konnte, denen am 25. Oktober des Jahres 1896 in Hünfeld die ewigen Gelübde folgten. Am 10. Juli 1898 wurde er schließlich in Lüttich zum Priester geweiht.

Als der Neugeweihte nach Hause kam, um dort seine Primiz zu feiern, da trug er, mitten im Juli, einen dicken schwarzen Schal um den Hals. Ein Kehlkopfleiden machte ihm bös zu schaffen. Da auch eine Kur in Wörishofen keine richtige Besserung des Uebels bringen wollte, sandte man den jungen Pater noch im gleichen Jahr nach Südwestafrika. Am 22. Oktober 1898 ging er dort in Swakopmund an Land.

Die Eingeborenen haben später dem Pater Franz den Namen „Keiseb" (der Mann mit der starken Brust) gegeben. Von seinem Halsleiden ist nie mehr die Rede gewesen. Alles andere aber, was P. Franz mit aus der Heimat nach Südwest brachte, hat er bis zu seinem Lebensende sehr liebevoll gepflegt, und es hat ihm bei seinem Wirken als Missionar gut geholfen.



Ein Warten in reger Tätigkeit.

Auf die Erfüllung seines Herzenswunsches, ein richtiger Heidenmissionar zu werden, hat P. Watterott manches Jahr warten müssen. Es wurde schon früher in diesen Heften geschildert, welche Hindernisse sich einer Missionierung der Hauptstämme des Landes, der Hereros und Kaffern und Hottentotten, entgegenstellten, und wie man sich darum eifrig und heldenmütig bemüht hat, unter den volkreichen Ovambo- und Okawangostämmen im Norden eine Missionsgründung zustande zu bringen. Dabei übersah man ein wenig das kleine Häuflein Betschuanen, die zwischen 1880 und 1890 aus dem englischen Gebiet in den Osten von Südwest gekommen waren und am Nosob zu siedeln versuchten. Von den dort mächtigen Hereros immer wieder schwer gebrandschatzt und schließlich von der Rinderseuche 1898 ganz arm gemacht, taten sie nun meist Arbeit im Dienste und unter Schutze des Militärs von Gobabis. Dort lernten sie dann auch den ersten Missionspräfekten P. Hermann kennen, den sie wiederholt baten, im Osten eine Missionsfarm zu kaufen, in deren Schutz sie gerne siedeln und auch gute Christen werden wollten. Sie gaben ihm etliche Buben mit nach Windhuk, daß sie dort bei den Brüdermissionaren ein Handwerk lernten und gleichzeitig im katholischen Glauben erzogen würden.

In dieser Zeit hat P. Franz in Windhuk als Maurer und Polier fleißig auf dem Baugerüst gestanden, hat sich in der Werkstatt als Schlosser, Möbelschreiner und Altarschnitzer betätigt, hat in der Reihe mit den anderen Missionaren die Siedler nd Soldaten seelsorglich betreut und ist den Betschuanenbuben ein guter Lehrmeister gewesen im Lesen, Rechnen und Schreiben und allerlei handwerklichen Tüchtigeiten, während diese ihn ihre Sprache lehrten und ihm das Deutsche wie spielend vom Munde wegnahmen auf die eigene Zunge.

Da mag vor dem jungen Missionar oft das Bild gestanden haben, das später durch ihn so schöne Wirklichkeit werden sollte. Er sah am Rande der Kalahari ein christliches Betschuanendorf, dessen Mittelpunkt eine kleine, schmucke Kirche war, umgeben von sauberen Häusern der Eingeborenen, die durch ihre Arbeit an Garten und Feld und einer Herde von kleinem und großem Vieh, sich und ihren Familien den Lebensunterhalt sicherten und aus dem christlichen Glauben heraus fromme, fröhliche und zufrieden Menschen waren. Doch vorerst teilte sich die kleine Betschuanengruppe infolge von Stammesstreitigkeiten. Während der größere Teil nach Aminuis zog, blieb ein kleiner Teil bei Gobabis wohnen.

Diesen kleineren Teil festzuhalten und dann den anderen nach Möglichkeit wieder heranzuholen, war der Zweck einer ersten Missionsgründung im Kaukurus, am Nosob, als P. Nachtwey, der zweite Präfekt, gleich nach seiner Amtsübernahme die Betschuanenmission zu verwirklichen strebte. A. 2. Weihnachtstag 1901 sehen wir den P. Watterott zu Pferd unterwegs nach dem Osten. Er fand den genannten Platz geeignet für Viehwirtschaft und zugleich für Gartenbau und Landkultur in größerem Stil. Er holte sich aus Windhuk den Br. Kleist zu Hilfe, und am 2. Februar schon stand ein kleines Häuschen aus Ried und Stroh fertig da als Wohnhaus für die Missionare und ein größeres, das als Kirche und Schule dienen sollte. Die von Gobabis herangezogenen Betschuanen machten gleich willig mit, und sogar die in der Umgebung schweifenden Buschleute schickten nach anfänglichen Zögern ihre Kinder in die Schule und versprachen, auch selber seßhaft zu werden.

Da die nach Aminuis verzogenen Betschuanen keine Lust zu haben schienen, nach Kaukurus zu kommen, zog P. Franz im Juli des Jahres zu ihnen und baute mit P. Weiler und Br. Kleist auch dort, aber gleich aus Stein, während die Mission von Kaukurus durch P. Kieger und dem jungen P. Jäger weitergeführt wurde. Aus Ami-



nuis ist dann die zweite größere Mission im Osten geworden, die heute gleichfalls eine rein katholische Siedlung ist.

Ein großangelegter Gründungsplan schlägt fehl, ein kleiner gelingt

In Kaukurus hatte man gebaut auf Grund und Boden, der Eigentum der Hanseatischen Siedlungsgesellschaft war. Da diese einen zu hohen Kaufpreis forderte für ihr Land und dies auch nicht so günstig war im Ertrag, wie man gehofft hatte, beschloß man, weiter im Norden auf Kronland zu farmen, wo der Hektar nur 50 Pfennig kostete; denn die Missionskasse war ziemlich leer.

So kam es, daß P. Watterott am 30. März 1903 abermals zu einer Neugründung auszog. Zwölf Ochsen zogen ihren Karren mit 30 Zentnern Fracht friedlich gen Osten auf der großen Pad, die vor beinahe 100 Jahren Jan Jonker, der letzte Großherrscher aller Hottentotten, angelegt hatte, um seinen Erbfeinden, den Hereros, leichter kriegerisch nahe kommen zu können. In Klein-Windhuk wurden an die kleine Karawane fünf Rinder, sechs Ziegen und ein Schafbock angehängt, der Grundstock einer künftigen großen Herde. So ging es durch die Auasberge, bald durch ein mit Sand gefülltes Flußbett, mühsam und schwerfällig, so daß die Ochsen immer wieder „warm geschlagen" werden mußten, dann in stetem Auf und Ab steile Berghänge hinauf und wieder bis in die Talsohle hinunter über einen mit Felsbrocken übersäten und mit zahlreichen Löchern versehenen Weg, nicht selten an schwindelnden Abgründen vorbei, so daß man die halsbrecherische Straße nur bei Tage und bei hellem Mondschein fahren kann. Dafür konnte man sich gebührend ergötzen an dem großartigen Landschaftsbild. Auf der einen Seite begleiteten die Pad die Bergstöcke des Auasgebirges in lichtübergossener Kahlheit. Auf der andern badeten die seltsam schön geformten Bergspitzen des Erosgebirges sich stolz und kühn in der klaren Luft in 2000 Metern Höhe. Eine wundervolle Stille lag über all dieser grausigen Schönheit, nur unterbrochen vom hundertfachen Echo, das die Peitsche des Ochsentreibers aus den Schluchten der Berge lockte. Zur Nachtzeit kam man bei einem in der Nähe wohnenden Farmer unter oder schlief zwischen den Karrenrädern oder auch in einer Mulde neben dem Weg. So ging es über Seeis bis Otjihaena, wo das Hochgebirge allmählich übergeht in die Hochebene des Ostens, die immerhin noch 1200 Meter über dem Meeresspiegel liegt. Man nahm hier nicht die große Pad, die weiterführt nach Gobabis und bis Rietfontein, auch nicht die Nebenpad, die nach Norden geht, um bei Ekuja abzubiegen nach Epukiro. Diese Pad ist P. Franz später oftmals geritten und ganz zuletzt schließlich im Auto gefahren. Damals bog man nach Süden ab, da es galt, von Kaukurus Menschen und Tiere und alles bewegliche Gerät der Mission nach dem Norden zu bringen.

In Kaukurus verbrachte man die Karwoche damit, alles für den Auszug zu rüsten, während P. Nachtwey nach Norden ritt, um unter zwei in Frage kommenden Plätzen den ihm passenden auszuwählen. Er wählte Epukiro. P. Franz überstand seinen ersten Malariaanfall. An einem solchen ist er auch gestorben, aber erst nach 45 Jahren.

In der Nacht vom Ostermontag zum Osterdienstag setzte sich eine sehr lebendige, aber auch schwerfällige Karawane in Marsch nach Nordosten, zwei Ochsenkarren, gefolgt von etlichen 15 Kühen der Mission und weiteren der Betschuanen nebst einer stattlichen Herde von Schafen und Ziegen. Sie sorgten für den nötigen Staub, den die Menschen, fünf Missionare und einige kinderreiche Betschuanenfamilien, wohl oder übel schluckten.

Am Donnerstag nach Ostern, dem 16. April, starb fern im Norden von Südwest in seinem stickigen Reisezelt, zermürbt von den Quälereien des Häuptlings Himarua und schließlich aufgerieben durch ein tückisches Schwarzwasserfieber, Pater Biegner, der Leiter der großen Okawangoexpedition, die im Januar ausgezogen war, um unter den volkreichen Okawangostämmen Fuß zu fassen. Sein Tod zerschlug diesen großangelegten Gründungsplan auf Jahre hinaus. Erst 1910 konnte er verwirklicht werden.

Am gleichen Tage begann für die kleine Karawane im Sandfeld des Ostens die schwerste Krise, die sie durchmachen mußte auf ihrer zehntägigen Reise. Man lag in der Steppe fest, zehn Kilometer entfernt von der letzten und dreizehn Kilometer von der nächsten Wasserstelle. Man war zu langsam vorangekommen und wagte es nicht, wegen der Hackiesdornen, die das Land bedeckten, durch die Nacht weiterzutrecken. Während man die Ochsen nach der letzten Wasserstelle zurückführte, um sie dort zu tränken, trieb man das Kleinvieh zur nächsten Pfütze vor, die für alle Tiere nicht gereicht hätte. Doch sie reichte nicht einmal für die Kleintiere aus. Man mußte sie zur übernächsten Wasserstelle weitertreiben. In einem ruhigen Schlaf schöpfte man neue Kraft. Der Morgen kam. Doch die Ochsentreiber blieben aus. Unter dem Schattenzelt des Wagens las einer der Priester die hl. Messe, zu der die Jugend ohne große Sorge fröhlich sang und betete. Dann aß man das letzte Stücklein Brot und trank in der Form von Kaffee das letzte Wasser, außer einem kleinen Rest, den der Koch für alle Fälle zurückhielt. Im nun folgenden Rat wurde beschlossen, um in Zukunft solche Zwischenfälle zu vermeiden, das Kleinvieh, das mehrere Dursttage nicht aushält, auf einem kürzeren Wege vorzutreiben, der allerdings durch damals wegen einer Viehseuche gespertes Gebiet lief. P. Nachtwey übernahm es, die Hirten der Kleintierherde von dieser Aenderung in Kenntnis zu setzen und mit ihnen an einer bestimmten Stelle die Karawane zu erwarten, während die übrigen Reisenden bis zur Rückkehr der Treiber an Ort und Stelle aushalten mußten.

Es wurde dann für den Präfekten und die Hirten ein recht sorgenvolles Warten am verabredeten Treffpunkte. Doch endlich kam die Karawane an. Erst am Abend des zweiten Dursttages waren die Treiber zurückgekehrt mit einer Ziegenhaut voll Wasser. Das machte für jeden Reisenden einen Trinkbecher voll aus. Doch man zog sogleich weiter durch die Nacht, trotz der Dornen. Und nun war man glücklich wieder beieinander.

Nach weiteren fünf Tagen wurde das Ziel erreicht. Der Ochsenführer warf seine gewaltige Peitsche in das hohe Gras und sich der Länge nach daneben. Damit hatte er alle weitere Sorge abgegeben an den künftigen Leiter der

Das Kreuz in der Mitte

Josef Benning OMI, Nikolauskloster bei Neuß

Breit und behäbig liegt das Gehöft des Bauern Westerholt im Schatten der uralten Eichen. Ein Bild der Menschen des Münsterlandes. Es versinnbildet den Bauern, der sich nach einer rechtschaffenen Arbeit zufrieden Ruhe gönnt. Das Haus schmiegt sich bescheiden an den Boden. Es schaut nicht trotzig und habgierig ins Land wie die Herrenhäuser. Seine Aufgabe ist, Heimat zu geben den müden Menschen und dem hilflosen Vieh. Beide, Menschen und Tier, fühlen sich unter seinem Dache geborgen und wohl. Väterlich schaut es auf Scheune und Schuppen ringsum. Zufrieden liegt der Westerholthof da, als könne es gar nicht anders sein in der Welt; als müsse der Wald sein Lied singen, der Acker seine Frucht tragen, die Wiese eitel ihre Blumen der Sonne zeigen, die Scheuer sich jeden Herbst füllen und die Menschen in Frieden und Eifer schaffen und ruhen.

Wenn der Sturm im Herbst die Blätter von den Bäumen zerrt und durch den Wald den Nachbarhof zeigt, dann grüßen sich der Westerholthof und der Warninghof wie zwei Brüder, die sich verstehen, ohne viele Worte zu machen. Und wenn der Wind den beiden erzählen will von der großen Stadt mit den großen und weiten und stolzen Hallen, in denen immer Lärm und Unruhe und Betrieb ist und neben denen die Schlote habgierig sich emporrecken, als ob sie Ausschau halten wollten, wohin sie ihre Unrast schicken könnten, dann schütteln sich ungläubig die Bauernhäuser, als ob der Sturm ihnen ein Märchen erzählen wollte, das sie nicht reizen kann. Als aber vor einigen Wochen der Sturm ihnen den seltsamen Donner zutrug, den die Menschen in der Ferne verursachen mit rauchenden Kanonen und platzenden Bomben, als er vom Krieg erzählte, der an den Rhein gekommen war, da wurde der Westerholthof unwillig. Das Haus schüttelte sich zornig wie ein Pferd, das die lästigen Fliegen verscheuchen will; das Haus schüttelte sich so, daß die Fensterscheiben rasselten und die Dachziegel ängstlich untereinander krochen.

Ohm Westerholt saß vor der Haustür in der warmen Märzsonne. Er war müde, man sah es ihm an. Aber die Müdigkeit kam wohl mehr vom Alter als von der Arbeit; denn er griff

---

neuen Mission. Mit einer hl. Messe, die P. Watterott, der Missionsobere, im großen Zimmer der Polizeistation las, wurde die Gründung vollzogen. Die Ansprache des P. Präfekten war kurz und inhaltlich: „Das ist Epukiro. Machen Sie eine schöne Mission daraus!"

Epukiro damals

Der Epukirofluß kommt aus dem westlichen Hochland und endet irgendwo in der Kalahari. Er ist kein „River", ein einfaches, mit Sand gefülltes Flußbett, wie die meisten Flüsse im Innern des Landes, sondern ein „Omurambe", ein regelrechtes Flußtal, das sich bisweilen in einer Breite von mehreren hundert Metern zwischen niedrigen, nur spärlich bewachsenen Hügelketten hinstreckt von Westen nach Osten, über etliche hundert Kilometer.

Zu beiden Seiten des Flusses liegt das Sandfeld, die Hochebene des Ostens, eine unendlich sich dehnende, mit niederem Gras und teils recht spärlichem, teils dichterem Dorngebüsch bestandene Steppe. Im Winter (Mai bis Ende Oktober), wenn bei 30 Grad Tageshitze kein Tröpflein Regen vom azurblauen Himmel niederfällt auf die dürstende Erde, ist sie eine grenzenlos traurige Oede und Wildnis. Im Sommer aber (November bis Mai), wenn die Tageshitze zuweilen auf 50 Grad hinaufklettert, ist ihre gesegnete Zeit. Da murren, zumeist am Nachmittag, leise Gewitter auf, die bald zu gewaltigen Donnerschlägen sich verstärken, die schier ohne Pause einander folgen. Unheimlich zuckend fahren die Blitze in grellem Tanze über die Steppe hin. Und dann kommt der Regen, erst bedächtig, aber schon bald „afrikanisch" strömend. Und dieser Regen läßt aus der Steppe das Gras meterhoch aufwachsen und dazu eine Ueberfülle von Kräutern und Blumen.

Der Ort Epukiro ist bis zur Ankunft der Missionare die letzte kleine Polizeistation im Osten gewesen. Darum war ein kleines Wohnhaus da mit drei geräumigen Zimmern, die allerdings nur Fenster aus Leinwand hatten und Türen aus Kistenbrettern. Ein zweites Gebäude mit Küche, Vorratsraum und Pferdestall war mit dem Wohnhaus durch eine Mauer verbunden. Dahinter lag der Viehkraal, der gleichfalls unmauert war und dessen Umwallung Schießscharten hatte und an jeder Ecke einen massiven Turm. In diese Gebäude zogen die Neuankömmlinge ein. Am jenseitigen Flußufer hausten in ihren Pontoks etwa 50 Hereros, der Rest eines früher zahlreichen Stammes.

Epukiro ist einer der wasserreichsten Plätze des Ostens. In verhältnismäßig geringer Tiefe stieß man schon auf Grundwasser. Einige höher gelegene Quellen gaben sogar fließendes Wasser ab. Weite Strecken waren sumpfig, und ein recht stattlicher Teich wartete auf Fische und Enten. Es würde also viel Arbeit geben, die Sumpfstrecken einzuebnen, die Wälder von Stechgras, Schilf und Binsen auszuroden und das üppig wuchernde Unkraut und Gedörn zu beseitigen. Doch die Arbeit würde sich lohnen, da sie gutes Acker- und Gartenland versprach. Die weite Steppe aber, von der nun 30,000 Hektar der Mission gehörten, konnte wohl eine stattliche Viehherde ernähren, zumal da der Graswuchs hier im Osten selbst in Dürrejahren nie ganz ausbleibt. Man begann mit der Arbeit gleich am nächsten Tag.

Fortsetzung folgt.

kaum noch einmal zu. Nur wenn die Ernte viele fleißige Hände forderte, war Ohm Hendrik auf der Wiese oder auf dem Felde unter den Knechten und Mägden. Er hatte seine Kraft verbraucht. Alle fanden es recht, daß er sich Ruhe gönnte. So saß er auch an diesem Nachmittag vor dem Haus und las Zeitung. Er hatte seine eigene Art, Zeitung zu lesen. Keine Zeile übersah er. Alles wurde geprüft: Nachrichten, Erzählungen, Gedichte, Verordnungen und Anzeigen. Alles wurde beurteilt. Dabei kam es manchmal vor, daß er die Zeitung plötzlich zusammenlegte oder sie fortwarf, um einen lebhaften Disput mit dem Schreiber zu beginnen, den er leibhaftig vor sich sah. Es war dann ergötzlich, das Spiel von Rede und Gegenrede zu hören. Er verstand die Zeit nicht mehr. Die Herren Zeitungsschreiber kamen ihm so umständlich vor, so unsicher, so unehrlich. Er nahm immer eine Abwehrstellung ein, wenn er die Zeitung las. Um es klar zu sagen, er witterte allenthalben Lüge hinter den Zeilen. So zufrieden sonst sein Blick war, wenn er aber Zeitung las, leuchtete Kampfeslust aus seinen Augen.

An diesem Nachmittag hatte er schon manchen Strauß mit den Artikelschreibern ausgefochten, als Jans, der junge Westerholtbauer, vom Felde heimkehrte. „Ohm", sagte er, „ich habe es mir überlegt. Wir müssen unser Hofkreuz versetzen. Es steht so weit ab vom Haus, mitten in der Flur. Es steht da, als ob es nicht mit uns zu tun hätte. Wenn nicht die Inschrift auf dem Sockel es bekunden würde, daß der Großvater es errichtet hat, wüßte ein Fremder nicht einmal, daß es unser Kreuz ist, das Kreuz des Westerholts. Ich will es versetzen lassen. Es soll hier vor dem Hause stehen. An die Stelle des alten Kirschbaumes, der doch gefällt werden muß, soll es kommen. Schöne Anlagen sollen es zieren, Bäume und Sträucher es schmücken. Meine Kinder sollen davor beten. Von seinem jetzigen Platz, da am Fuße des Heetkamps, muß es verschwinden. Es steht dort so einsam am Weg, halb im Feld, halb in der Wiese. Ich ärgere mich jedesmal, wenn ich vorbeikomme. Es steht da gleichsam mitten im Werktag. Es soll ein Festgewand haben. Darum soll es hierher mitten in den Schmuck der Blumen und der Naturpracht hinein."

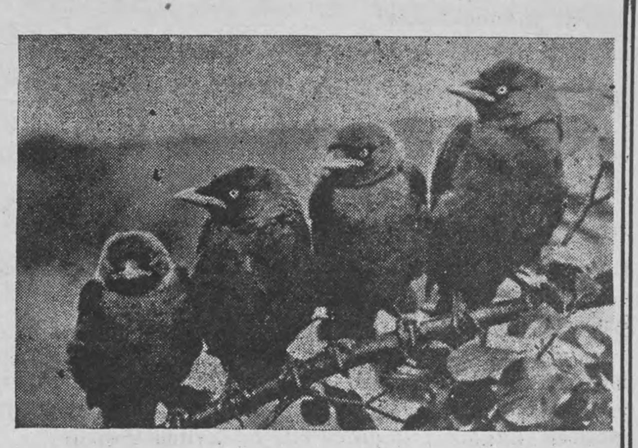
Ohm Hendrik hatte die Zeitung zu Boden gleiten lassen. Er schaut mit großen Augen seinen Neffen an. Es ist schwer, diesen Blick zu beschreiben. Traurigkeit, Entrüstung, Ratlosigkeit sprechen aus ihm. Es ist dem Ohm, als ob zwischen ihm und dem Neffen eine ganze Welt läge. Er spürt, daß er alt geworden ist. Eine Weile schweigt er. Dann sagt er: „Jans, das Kreuz muß stehen bleiben. Dahin hat der Großvater selig es stellen lassen, und er wußte wohl, was er tat. Es muß stehenbleiben." Dann senkt der Ohm den Blick müde und traurig: „Aber ihr habt ja keine Ehrfurcht mehr vor dem, was eure Ahnen getan. Du möchtest das Kreuz hier vor dem Hause stehen haben. Als ob es dich nicht auch aus der Ferne beschützen könnte. Du möchtest es hierher haben, damit alle sehen, daß es unser Kreuz ist und alle deine Gläubigkeit bewundern. Suchst du nicht deine Ehre mehr als die Ehre des Gekreuzigten? Meinst du, das Kreuz müßte nur verehrt werden mit Blumen und Bäumen und dem Gebet deiner Kinder? Glaubst du, damit sei alles gut, wenn vor dem Kreuz Blumen blühen und Kinder beten? Verstehst du deine Ahnen nicht mehr, die die heiligen Zeichen mitten in die Flur stellten? Schau dir die Stelle am Fuße des Heetkamps an, wo das Kruzifixbild steht. Von dort grüßt es nach allen Seiten über alle Felder hinweg bis an die Grenzen des weiten, schönen Besitztumes. Es ist, als ob der Heiland durch seine ausgestreckten Arme dir sagen wollte: ‚Alles gehört mir. Du bist mein Lehnsmann, mein Verwalter, mein Pächter.' Wenn du zur Stadt fährst, mußt du am Kreuze vorbei. Es mahnt dich, so wiederzukehren, wie du gehst. Wer auf den Hof kommt oder ihn verläßt, geht am Kreuz vorüber. Daran erkennst du die Gesinnung des Fremden, ob er vor dem Gekreuzigten den Hut zieht oder nicht. Bei euren Feldarbeiten seht ihr dieses Bild des Heilandes. Solange du und dein Gesinde eure Arbeit zur Ehre des Gekreuzigten verrichtet, wird sie rechtschaffen und gesegnet sein. Solange euer Wertag geweiht ist, werdet ihr auch den Sonntag in Ehren halten. Als dein Großvater das Kreuz an den Fuß des Heetkamps stellte, wußte er wohl, was er tat. — Eines hat mir nicht gefallen: Du hast rechts und links am Weg Fichten gepflanzt. Die Bäumchen sind mittlerweile hoch und groß geworden. Der Weg ist schön im Schmuck der Fichtenallee, aber das Kreuz ist jetzt durch die Bäume verdeckt. Man sieht es nicht mehr auf allen Feldern und Wiesen."

Selten hatte Ohm Hendrik so eindringlich gesprochen. Er hatte immer selbstverständlich seine Arbeit getan, ohne viele Worte zu machen. Heute abend war er erregt gewesen. Schwer und stoßend ging sein Atem. Man merkte, er war alt geworden.

Der junge Westerholtbauer war verlegen und nachdenklich. Vielleicht wollte er auch den Ohm nicht aufregen durch seinen Widerspuch. Er schwieg. Plötzlich horchten beide auf. Man hörte Motorengeräusch und Autos sich nähern. Ein Militärauto fuhr vor. Ein Leutnant stieg aus und erklärte den beiden Bauern, die Engländer hätten den Rhein überschritten. Sie seien in kurzer Zeit zu erwarten. Für einen deutschen Soldaten aber sei es selbstverstänlich, sich dem Feinde zu stellen. Jeder Bauernhof werde verteidigt, auch der Westerholthof. In der Nähe, dort, wo das Kreuz am Wege stehe, würden Kanonen aufgestellt. Ein paar Fichten müßten leider aus der schönen Allee gefällt werden, um freies Schußfeld zu bekommen. Während der Soldat noch redete, schauten die beiden Bauersleute in Richtung Fichtenallee und Kreuz. Gerade neigten sich die ersten Bäume, schlugen brechend zu Boden und gaben den Blick frei auf das Kreuz. Ohm Westerholt nickte still und ging ins Haus. Der Neffe verabschiedete sich von dem Leutnant, dann ging auch er, um die alte Mutter, seine Frau und seine Kinder auf das vorzubereiten, was drohte. Es dauerte nicht lange, da donnerten die Kanonen los. Alle Bewohner des Westerholthofes flüchteten in den Keller, warteten und beteten. Manchmal aber schlich Jans, der Bauer, nach draußen und schaute mit einem stillen Gebet zum Kreuz, das durch die Fichten grüßte. Es lag eine merkwürdige Unruhe auf dem Hof und den Menschen. Aber bald, am nächsten Tage schon, rückten die deutschen Soldaten ab. Der Feind sei weiter nördlich durchgestoßen. Für sie sei der Befehl zum Rückzug gekommen. Für den Westerholthof war der Krieg

Des

Herrn Markus heilige Sorgen



vom Schriftleiter

Fortsetzung.

XV.

Während Jose rüstig voranschritt und all die vielen Rätsel, Plagen und Sorgen seiner alten Vagabundenseele die Landstraße entlang gegen Ourem schleppte, war der hochwürdige Herr Manuel damit beschäftigt, neuen Kampf um die Rettung seiner Ehre zu führen. Er stand im Amtszimmer des Administrators Arthur d'Oliveira Santos. D'Oliveira saß mit überschlagenem Bein vor seinem Schreibtisch. Ihm gegenüber rauchte, gemütlich in einem breiten Sessel zurückgelehnt, Schriftleiter und Erzkirchenhasser do Vale seine Pfeife. Herr Manuel schritt nervös im Amtszimmer auf und ab. Er hatte bereits viel gesagt, sehr viel sogar. D'Oliveira und do Vale hatten jedoch noch kein einziges Wort gesprochen, und ihre spöttischen Mienen, mit denen sie so stumm und so überlegen dem jungen Priester ins Gesicht schauten, gingen dem Herrn Manuel furchtbar auf die Nerven. Er fühlte, daß er einen verlorenen Kampf führe. Hätten sie ihm wenigstens widersprochen, hätten sie wenigstens ein einziges seiner Argumente zu schlagen versucht, wäre es ihm wohler zumute gewesen. Im Argumentieren fühlte er sich sicher. Das gab ihm immer Kraft, ja wahre, wohltuende Leidenschaft. Dieses Schweigen jedoch machte ihn hilflos wütend. So wütend, daß er am liebsten dreingeschlagen hätte. Das ging aber nicht. D'Oliveira war ein großer Mann, und do Vale noch größer und noch breiter in den Schultern. Außerdem hatte d'Oliveira alle poli-

---

aus. Tommis durchsuchten das Haus, dann blieb alles ruhig.

Nach wenigen Tagen aber entstand eine neue Unruhe. Die Fremdarbeiter, Russen und Polen, machten die ganze Gegend unsicher. Hier brannte ein Haus, dort wurde ein Bauer erschlagen oder erschossen. Plünderungen und Raub waren an der Tagesordnung. Es gab angstvolle Tage und unruhige Nächte. Auf dem Westerholthof war große Aufregung. Ohm Hendrik ernstlich krank. Der Arzt sprach von Erkältung in der feuchten Kellerluft, Altersschwäche, Aufregung, Herzfehler. Es sei bedenklich. Der Pfarrer kam. „Es ist alles gut", sagte der Ohm, als der Pfarrer sich verabschiedete. Jans Westerholt ging nicht mehr zu Bett. Als er in die Nacht hinauslauschte, war es ihm, als hörte er Stimmen, die sich dem Hofe näherten. Er ging ihnen entgegen. Russen! Er wußte, was das bedeutete. Der Warningshof war vor einigen Nächten abgebrannt. Die übrigen Nachbarn waren ausgeplündert. Diese Nacht galt es ihm.

Unschlüßig steht er in der nächtlichen Finsternis, gerade vor dem Kreuz. Da haben ihn die Russen entdeckt: „Du Nazi, du Kapitalist." — „Nein", ruft da Jans Westerholt, „ich nie Nazi" und zeigt auf das Kreuz: „Da . . . !" Es wird still. Die Russen sehen das Kreuz. Seltsam groß und gespenstisch hebt es sich vor dem Nachthimmel ab. Stille. Dann reden die Russen durcheinander. Sie schienen uneinig zu werden. Schließlich spricht einer ein paar energische Worte. Dann ziehen sie ab, ohne den Bauern vor dem Kreuz noch zu beachten. Jans Westerholt atmet befreit auf und geht heim. Aus Ohm Hendriks Schlafzimmer hört er Röcheln. Als er eintritt, findet er den Kranken verändert. Schweißtropfen perlen ihm auf der Stirn. Sein Atem geht schwer und stockend. Der Neffe erzählt ihm den nächtlichen Zwischenfall: „Das Kreuz hat uns gerettet." Der Ohm hat aufmerksam zugehört. Dann sagte er: „Wir müssen immer dem Gekreuzigten dienen. Und auf die letzte Rettung kommt es an. Jetzt rufe die anderen; ich muß sterben."

Es ging schneller als erwartet. Ohm Hendrik unterbrach einmal die Sterbegebete und winkte dem Neffen: „Laß das Kreuz stehen in der Mitte des Hofes und in der Mitte des Lebens." — „Ja", antwortete Jans. „Dann ist alles gut." So starb Hendrik Westerholt. Nach drei Tagen fuhren die Nachbarn seine Leiche am Hofkreuz vorbei zum Friedhof.

tische und polizeiliche Gewalt.

Herr Manuel kochte.

„Sind Sie fertig?", unterbrach d'Oliveira die Stille.

Herr Manuel stellte sich mit blitzenden Augen vor den Administrator:

„Ja, ich bin fertig. Für immer und ewig fertig. Noch ein Wort in der Zeitung, unter dem mein Name gedruckt ist, und man wird es schwer bedauern."

„Warum denn bedauern?", fragte d'Oliveira, große Verwunderung heuchelnd.

Herr Manuel schrie laut: „Das werden Sie schon noch erfahren. Sie kennen mich noch nicht, d'Oliveira. Sie sollen mich aber noch kennen lernen."

„Was werden sie denn tun, wenn zum Beispiel morgen wieder ein langer Artikel in der Zeitung zu lesen ist, von Ihnen unterschrieben? Ein Artikel gegen den Aberglauben Fatimas und gegen alle bischöfliche Gewalt?"

„Ich werde mich schon zu verteidigen wissen!"

„Wo denn?", wollte d'Oliveira wissen. „Die katholischen Zeitungen nehmen keinen Artikel von Ihnen auf. Dort können Sie also nicht gegen uns schimpfen. Sie sind ja katholischerseits suspendiert, exkommuniziert, verdammt, verflucht, und wer weiß was noch. Zum Gericht? Hier führen wir das Gericht. Hier, in Lissabon, und in ganz Portugal. Wohin wollen Sie also gehen?"

„Es gibt noch Wege und Mittel, die mir zur Verfügung stehen. Ich werde sie schon noch in die Knie zwingen. Ich warne Sie, d'Oliveira, lassen Sie das Krüglein nicht bis zum Brechen zum Brunnen schleppen."

„Sie sind ein blinder Lump", sprach do Vale da. „Ich würde Ihnen raten, zu tun, was wir Ihnen sagen. Sie können uns helfen, und wir können Ihnen helfen. Ueber Fatima sind wir uns doch einig? Und Lissabon? Die Erzbischöfliche Kanzlei? Darauf pfeifen wir. Ich kann Sie wirklich nicht verstehen. Können Sie denn nur dann Priester sein, wenn zwischen Ihnen und dem Herrgott die erzbischöfliche Kanzlei vermittelt? Kann man nicht ohne erzbischöfliche Kanzlei all den priesterlichen Klimbim machen? Wir müssen noch vor dem 13. Oktober der ganzen Fatimageschichte ein paar Schläge versetzen, die ganz Portugal hört. Nachher können wir ja sagen, daß Sie eigentlich nicht der Schreiber unserer Artikel waren. Nachher ja, aber nicht jetzt. Das würde uns den Spaß verderben."

„Ich habe mit der ganzen Sache nichts mehr zu tun,", rief Herr Manuel scharf, „was ich über Fatima denke, ist meine Sache. Ich teile meine Ansichten nicht mehr mit Ihnen. Sie haben in Ihre gefälschten Artikel Sätze geflochten, die der erzbischöflichen Kanzlei ganz offen einen Kampf ansagen, der gegen meine Ueberzeugung ist. Was ich mit Lissabon habe, ist nur meine Sache. Wissen Sie, was Sie durch die gefälschten Artikel gemacht haben? Sie haben mich zum schlimmsten Priester gestempelt, den es überhaupt geben kann. Zum Priester, der gegen seine eigene Kirche kämpft."

„Halt, halt", rief do Vale, seine Pfeife aus dem Mund nehmend, „Sie reiten viel zu schnell. Wir haben nie im Sinne gehabt, Sie und Ihren Ruf zu beschmutzen. Wir haben Ihren Namen gebraucht, weil wir wissen, daß Sie ja so wie so gegen die Märchen von Fatima sind, und zweitens, weil eines ernsten Priesters Wort doch Gewicht unter dem Volke hat. Wir haben in allerbesten Glauben gehandelt, und wir sind immer noch überzeugt, auch Ihnen dadurch helfen zu können. Wenn das berühmte Wunder am 13. Oktober nicht eintrifft, wer ist dann der besonnene Mann? Nicht Ihr Vorgesetzter in Lissabon, nicht der Pfarrer von Fatima, keiner Ihrer so gescheiten Nachbarn und Mitbrüder, aus deren Mitte man Sie exkommuniziert hat, Sie werden es sein, Herr Manuel. Sehen Sie denn das nicht?"

„Ich sehe nichts und ich will nichts sehen. Ich weiß nur, daß Sie Gauner sind. Gewissenlose, schmutzige Gauner. Ich hole mir jetzt Zeugen. Und vor Zeugen werde ich Ihnen verbieten, meinen Namen jemals in Ihren Zeitungen wieder zu gebrauchen. Vor Zeugen werde ich aussagen, daß jeder von Ihnen veröffentlichte Artikel, der meinen Namen trägt, gefälscht ist."

„Und wir werden drucken. Wir werden Zeugen haben, daß alle von uns veröffentlichten Artikel, schön geschrieben und von Ihnen unterzeichnet, seit zwei Wochen bereits in unseren Schubladen liegen. Was werden Sie dann sagen? Wir drucken nur, was Sie uns ins Haus gebracht haben. Sie sind einer unserer Leser. Und wir haben kein Recht, die Stimme unserer Leser zu unterdrücken. Bei uns herrscht Freiheit der Sprache, wissen Sie."

Herr Manuel wurde bleich.

„Ich wage den Kampf", sprach er nach einer Weile, kehrte sich um und verließ das Amtszimmer.

„Den müssen wir klein kriegen", knurrte d'Oliveira ihm nach. Do Vale nickte ernst.

Jose war inzwischen in Ourem angekommen. Er war noch nicht weit im Städtchen, als er Ludwig traf.

„Jose, bis du toll?", riß Ludwig Joses Arm, „was machts du hier? Weißt du nicht, daß es dir hier schlecht gehen kann? Komm schnell mit mir, bevor dich jemand sieht."

Ohne sich weiter zu erklären, schritt Ludwig mit weitausholenden Beinen einem kleinen Häuschen zu, das etwas abseits der Straße unter großen Bäumen stand. Jose folgte ihm mit großem Eifer. Er kannte seine Ouremer Feinde, hatte jedoch nicht gedacht, daß es wirklich ernst werden könnte. Uebrigens hatte er so wie so vorgehabt, sich nicht all zu viel auf den Straßen Ourems zu zeigen. Er wollte nur so hinter den Häusern herumschnüffeln, über Gartenzaune fragen, und das auch nur bei ganz sicheren Leuten.

Ludwig schloß die Haustür. Er zog Jose in eine kleine Küche.

„Was willst du hier in Ourem?", fragte er den Landstreicher.

„Der Herr Markus will wissen, ob der Herr Manuel hier in Ourem ist", antwortete Jose.

„Herr Manuel ist hier. Er ist beim Administrator. Was willst du noch wissen? Frage schnell, und mache dich fort. Wenn man dich hier erwischt, geht es dir schlecht."

Ludwig stand an der Küchentür, die rechte Hand immer noch am Türschloß haltend. Jose schaute ihn fragend an. Mißtrauisch zwickte er die Augen zusammen. Sein Mund kaute langsam.

„Sag einmal, Ludwig", begann der Landstreicher for-

schend; „was ist mit dir los? Ich bin ein heiliger Büßer, hast du das nicht an meinem Büßergürtel gesehen? Und du warst mir immer Feind. Hast mir vorigen Monat noch in den Magen gestoßen, damals im Irenental, weißt du noch? Du hast das Eichenbäumchen zerhacken wollen, hast auch das falsche aus dem Boden geschlagen, weil du dachtest, es sei das richtige. Ich stehe hier vor dir mit frommen Herzen. So hast du mich auch damals beim Eichbäumchen gesehen. Und du hast mich doch gehaßt, weil du einer von den Ungläubigen bist. Warum stoßt du mich jetzt nicht mehr? Warum hast du mir gestern geholfen? Und warum gibst du mir jetzt deinen guten Rat?"

Ludwig schritt durch die Küche ans Fenster. Dann sprach er:

„Ich habe dir geholfen, damit du auch mir hilfst."

„Wobei soll ich dir helfen?, fragte Jose.

„Mich und die Rosa zusammenzubringen."

„Dich und die Rosa?" Jose schritt auf die Ludwig zu, stellte sich vor ihn, und begann mit seinem langen Rosenkranz zu klirren:

„Siehst du diesen Rosenkranz? Das ist das Zeichen mener innersten Seele, Ludwig. Ich bin ein Lump und ein Vagabund. Aber ich bin ein büßender Lump und Vagabund, das mußt du wissen. Lumpereien mache ich nicht mehr, denn ich will ein Freund der heiligen Maria vom Irenental sein. Darum helfe ich dir nicht. Du hast der Rosa vor ein paar Tagen noch ins Gesicht geschlagen, du wolltest ihr das Kind rauben, damit du deines Onkels Geld bekommst. Wie ein Stück Vieh hast du das Mädchen behandelt. Ich habe keine Rache gegen dich, Ludwig, denn ich bin ein Büßer und du hast mir gestern geholfen. Aber von der Rosa lasse deine Finger weg, sonst könnte ich doch heilige Rache haben. Und heilige Rache hat auch einen Strick."

Ludwig wurde unwillig:

„Höre einmal, du Gauner, du mußt mir helfen. Ich will die Rosa heiraten. Ich habe alle Lumpereien begangen, die du gerade aufgezählt hast. Das ist jetzt aber vorbei. Das Geld meines Onkels bekomme ich nicht mehr. Siehst du nicht, daß ich hier in Ourem herumlungere? Warum wohl? Was meinst du, warum? Warum sitze ich nicht im Geschäfte meines Onkels und arbeite? Weil er mich rausgeschmissen hat, verstehst du? Rausgeschmissen hat er mich. Und er hat mir auch ganz deutlich gesagt, daß er nichts, keinen Heller, für mich haben wird."

Jose war noch lange nicht befriedigt. Sein Mund begann energischer zu kauen, seine Augen schärfer zu glühen.

„Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht", sprach er.

„Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht? Hast du nicht dein ganzes Leben lang gelogen wie Satan selbst? Sag einmal, Jose, warst du nicht fast dein ganzes Leben lang einer der größten Lügner und Lumpen unter den Sternen?"

Jose zuckte zusammen. Hastig wischte er sich mit dem Handrücken über den Mund. Er schaute an Ludwig vorbei, zum Fenster hinaus. Ludwigs feuersprühende Augen brannten ihn, es wurde ihm fast übel. Seine Gedanken sammelten sich aber schnell, denn plötzlich kam das Feuer auch wieder in seine Augen:

„Das ist alles früher einmal gewesen. Jetzt bin ich ein heiliger Büßer, weil Reue und Leid mir die Seele zerfressen."

„Reue und Leid? Du, ein Büßer?", rief Ludwig laut, „einen Büßerstrick hast du dir um den Bauch geschnürt, und danach hast du dich wieder betrunken wie ein Schwein. Das nenne ich Buße!"

Jose knickte ein zweites Mal zusammen. Er sprach mit halblauter Stimme:

„Man muß Geduld haben, Ludwig. Das mit dem Heiligwerden kommt nicht so ganz von allein. Der Mensch hat Versuchungen. Der heilige Franziskus" und mit diesem neuen Gedanken wurde Jose wieder selbstsicherer, „der heilige Franziskus hat auch getrunken, bevor er ein Heiliger war. Ich habe hier ein Büchlein. . . "

„Laß nur dein Büchlein wo es ist", unterbrach Ludwig ihn ungeduldig. „Du warst ein Lump, und ich war ein Lump. Du hast gelästert, und ich habe gelästert. Du hast viele Menschen geärgert, und ich habe dasselbe getan. Dich brennt es im Innersten, und mich brennt es auch. Wirst du mir helfen? Ja oder nein!"

Jose räusperte sich. Gegen diese Tatsachen hatte er wirklich nichts zu sagen. Ja, er fühlte sich vollständig geschlagen. Nach einer Weile erst fragte er:

„Hast du wirklich Reue und Leid?"

„Wirklich, Jose", entgegnete Ludwig, sich ans Fenster wendend.

„Glaubst du auch an die heilige Maria vom Irenental?", forschte Jose weiter.

Ludwig kehrte sich dem Landstreicher zu: „Jose, das mußt du mich nicht fragen. Darüber habe ich noch nicht nachgedacht. Ich war letztens kein großer Kirchengänger. Ich weiß nur, daß ich keine Ruhe mehr habe, seit Rosas und mein Kind gestorben ist. Ich weiß nur, daß ich alles verloren habe, meine Arbeit, das Geld meines Onkels, meine Freunde, die Halunken hier von Ourem. Ich will nichts mehr mit ihnen zu tun haben. Sie haben mich aufgehetzt, der Rosa das Kind zu nehmen, haben mir aber garnicht dabei geholfen. Ich war so dumm, ihrem Rat zu folgen, aber in Wirklichkeit tat ich es nur, um — ja, Jose, das wirst du mir ganz gewiß nicht glauben — um mit der Rosa zusammenkommen zu können. Ich hätte ja auf das Kind pfeifen können. Aber da war etwas in mir, so ein Trotz, der mich nicht von der Rosa loskommen ließ. Ich hatte sie immer gern — aber, ich mußte sie quälen. Als das Kind starb, schlug es mich wie mit einem Hammer. Jetzt könnte ich mich selbst quälen, Jose, Tag und Nacht könnte ich mich quälen."

Ludwig wurde stumm. Er setzte sich auf einen Stuhl und starrte zum Fenster hinau.

„Ich kann nicht ohne die Rosa sein", sprach er stiller.

Jose fühlte es weich in sich aufsteigen. Er konnte sich nicht helfen. Alles, jedes Wort, das Ludwig ihm gesagt hatte, mußte er glauben. Und so wußte er wirklich nichts anderes zu sagen als: „Das ist mir aber eine komische Liebe, wo man sich so quält."

Plötzlich sprang Ludwig auf:

„Jose, da fährt der Administrator. Drei andere Männer sind mit ihm. Du wartest jetzt hier, bis die weit draußen sind. Die fahren deinen Weg. Lasse sie fortfahren, und uann mache dich aus dem Staube."

Jose schritt ans Fenster. Er sah eine Kutsche die Straße hinunter fahren.

„Die werden mir nichts tun, Ludwig. An mir haben sie nichts."

„So", meinte Ludwig, „nach der letzten Balgerei im Irenental haben sie dich scharf auf dem Korn. Bleibe hier, bis der Administrator aus der Stadt ist, und dann mache, daß du fortkommst. Ich werde heute Abend in Fatima sein. Du sagst mir, wo ich dir treffen kann, und dann holst du mir die Rosa."

Jose meinte: „Dienst für Dienst. Du hast mir gestern geholfen, ich werde dir heute helfen, wenn du wirklich Reue und Leid hast und die Rosa heiratest."

Ludwig entgegnete nichts. Er schaute mit einem Gesicht auf den Landstreicher, daß Jose ihm jetzt voll und ganz zu trauen begann.

Jose blieb bis zum Abend beim Ludwig. Es zeigten sich so viele Leute auf der Straße, Männer, deren Gesichter Jose wohl kannte, daß es ratsamer war, den Abend abzuwarten. Lange nach dem Abendläuten erst machte Jose sich vorsichtig auf den Weg von Ourem nach Fatima. Es geschah jedoch, daß er, als er sich um die Häuser Ourems schlich, doch auf drei Männer stieß, die ihm forschend ins Gesicht schauten. Jose hatte sie garnicht bemerkt. Es ging auch alles viel zu plötzlich. Er wollte gerade um ein kleines Steinmäuerchen herum, als die drei Männer um die Ecke kamen. Sie schauten auf Jose und ließen ihn vorbei.

Jose beschleunigte jetzt seine Schritte. Er ging mit viel größerer Vorsicht, denn wirklich, ihm selbst war es nicht ganz geheuer. Er war allein. Ouremer Feinde hatte er seit den Begebnissen in Fatima sehr viele. Einer kann nichts gegen viele machen. Auch hatte ihm Herr Markus gesagt, jede Prügelei zu vermeiden. Und des Herrn Markus Gebot und Wille waren ihm gerade heute heiliger denn je. Herr Markus sollte doch wieder gut mit ihm werden. Da muß man allen besten Willen zeigen, den man aufbringen kann.

Alles dieses ging dem Jose durch den Sinn, als er sich so dahinschlich.

Es wurde immer später im Jahre, und die Tage waren bereits ziemlich kurz. Heute war es nun schon fast Nacht. In einer halben Stunde, dachte Jose bei sich, wird man kaum noch die eigene Hand vor seinen Augen sehen.

Jose atmete auf. Er hatte die Stadt nun hinter sich. Vor ihm lag finster die Landstraße. Wer die Gegend nicht kannte, wäre sie um diese Zeit nicht gegangen. Als wenn sie ins dunkle Nichts führe, fort von Menschen und vom Licht, so sah sie aus. Besonders heute. Der Himmel war trübe, und durch die Bäume ging ein naßkalter, unfreundlicher Wind.

Jose kannte die Straße. Sie war ihm lieb. Denn sie führte dorthin, wo ihm die Lichter freundlicher waren und wo der Wind auch nicht so ein Erschauern brachte, wie er es hier tat.

Rüstig schritt der Landstreicher voran, tief mit seinen Gedanken beschäftigt. Er dachte an Rosa, an Ludwig, an den Herrn Markus, und auch an seine eigene Seele, an deren Vagabundenzustand Ludwigs Worte ihn erinnert hatten. Es war wirklich wahr, Jose war auch ein Lügner und ein Erzhalunke gewesen, an dem der Himmel ganz gewiß keine Freude gehabt hatte. Aber er, er hatte so eine Freude bekommen, als er von der heiligen Maria im Irenentale hörte, so eine Freude, wie er sie sein ganzes Leben lang nicht gekannt hatte. Ganz von selbst kamen Reue und Leid, die ihm das Herz zu säubern begannen. Denn diese schöne Liebe zur heiligen Maria und zum Herrgott da droben über den Sternen wollte Platz in seinem Herzen haben, großen weiten, allen Platz. Sie war ihm seit jüngster Zeit die Hauptsache des Lebens, auch damals, im Juli, als er sich nach dem großen Sieg über die Ouremer im Irenental, nach dem Sieg, der mit Hilfe von Eseln und Mauleseln errungen war, vor lauter Freude betrank. Auch damals war ihm diese Liebe die Hauptsache gewesen. Die Freude war halt zu groß - und der Mensch zu menschlich.

Jose seufzte auf. So etwas durfte nicht mehr vorkommen. Freude oder keine Freude, so etwas war Sünde. Das darf der Mensch nicht einmal für Gott oder für die heilige Maria tun.

Da schreckte Jose plötzlich zusammen. Er war so in sich selbst vertieft gewesen, daß er nichts, aber auch garnichts gehört hatte. Der Wind, dem er entgegenschritt, war wohl auch schuld daran. Er heulte und er fegte und riß jedes Geräusch, das sich in Jose's Rücken bemerkbar machte, mit sich fort. Es konnte nicht so leicht an Jose's Ohren schlagen.

Ein Fuhrwerk kam von Ourem her dem Jose nachgerast. Als Jose es bemerkte, war es bereits so nahe, daß Jose alles Ueberlegen verlor, so schreckte es ihn auf. Hätte er sich gleich besonnen, wäre es ihm wohl noch geglückt, über den Graben in die Felder zu springen und in der Dunkelheit zu verschwinden. So aber blieb er wie angewurzelt stehen, dem Wagen, der ihm bereits auf den Fersen war, entgegen schauend.

Dann kam aber Leben in ihn. Blitzschnell bückte er sich und suchte nach einem Stein oder einem Knüppel oder irgendeiner anderen Waffe. Er fand aber nichts. Es ging auch alles viel zu schnell. Jose hatte sich noch nicht aufgerichtet, als ihn schon starke Männerhände gepackt hatten. Und dann ging es los. Schläge fielen auf den Kopf, ins Gesicht, in den Magen, auf den Rücken, er fühlte schwere Stiefel gegen seine Beine schlagen, und dann brach er zusammen. Im Halbbewußtsein fühlte er noch einen schweren Schlag gegen die Schläfe, dann schwanden ihm die Sinne.

Als Jose wieder erwachte, war er nicht mehr derselbe. Er lag mitten auf der Landstraße. Kalter Regen fiel ihm ins Gesicht. Er suchte sich zu erheben und schrie fast auf vor Schmerz. Als wenn ihm jeder Knochen gebrochen wäre und als wenn jeder gebrochene Knochen ihm ins Fleisch stieße, so fühlte es sich an. Als er den Kopf zu heben versuchte, wollten ihm fast wieder die Sinne vergehen.

Vorsichtig begann Jose sein Gesicht zu betasten. Er fühlte klebriges Blut und schmerzende Schwellungen.

Wie lange er so mitten auf der Landstraße liegen blieb, wußte er nicht. Immer wieder versuchte er sich zu erheben, und immer wieder knickte er stöhnend zusammen. Bis es ihm endlich doch gelungen war. Schwankend stand er auf seinen Füssen und vorsichtig versuchte er sich vor-

an zu bewegen. Hier konnte er nicht liegen bleiben. Er mußte sich unbedingt nach Fatima zurückschleppen.

Jose versuchte ein paar Schritte zu machen. Da begann es ihm plötzlich im ganzen Kopfe zu rauschen und zu schwirren. Nach einem Halte suchend fuhren seine Hände in die Lüfte, dann krachte er dumpf zusammen. Im Fallen schlug er mit der ganzen Schwere seines Körpers das Gesicht gegen einen Stein und blieb bewußtlos liegen.

Nicht lange lag er so, wohl kaum ein paar Minuten. Das Blut sickerte ihm noch ganz frisch aus der neuen Wunde unter dem rechten Auge, als ein Einspänner vor ihm hielt. Herr Manuel sprang vom Wagen. Er war ganz allein, auf dem Weg, der nach Fatima führt.

Herr Manuel hatte den Vagabunden erst gesehen, als sein Pferd plötzlich zurückscheute. Sein Wagenlicht war viel zu schwach, um den Weg zu beleuchten. Wer da vor ihm lag, wußte Herr Manuel nicht. Er sah nur eine Menschengestalt im Regen mitten auf dem Wege liegen. Eilig schlug der Priester seinen Mantelkragen hoch und eilte auf Jose zu. Er drehte den auf seinem Antlitz liegenden Vagabunden auf den Rücken. Dann schritt er eilig zurück, nahm die Wagenlaterne, und leuchtete dem Jose ins Gesicht. Er erkannte ihn sofort, und er erschrack, als er diesen zerschlagenen, blutenden Menschen sah.

Heute schien sich alles um Herrn Manuel drehen zu wollen. Der Priester richtete sich gerade auf, mit sich selbst noch nicht einig, was er tun solle, als von der entgegengesetzten Seite ein anderes Gefährt daherkam. Es hatte ein starkes Licht, und der Wind, der aus derselben Richtung kam, verkündete es schon von weitem.

Herr Manuel atmete auf. Mit diesem Fuhrwerk kam Hilfe. Jose mußte nach Ourem zurückgeschafft werden. Hier konnte man ihm nicht liegen lassen. Herr Manuel selbst wollte nicht mehr nach Ourem zurück. Die Leute, die daher kamen, konnten den Landstreicher mitnehmen und irgendwo abliefern. Vielleicht bei der Polizei. In ihre Häuser würden die Ouremer Leute den zerschlagenen Jose kaum aufnehmen.

Herr Manuel bückte sich über den Landstreicher. Er fühlte nach seinem Puls, und er suchte zu erkunden, ob Hand oder Arm gebrochen sei.

Da hielt das Fuhrwerk auch schon bei ihm. Diese Leute da mußten sehr scharf gefahren sein. Herr Manuel hatte sie noch nicht erwartet. Vielleicht waren sie auch bereits viel näher gewesen als er es abgeschätzt hatte. In der Dunkelheit täuscht man sich leicht.

„Was geht denn da vor? Wer ist das?", hörte Herr Herr Manuel plötzlich d'Oliveiras Stimme neben sich. Einer der Männer, die mit d'Oliveira waren, leuchtete dem Landstreicher, und dann dem Priester mit der Wagenlaterne ins Gesicht.

„So!", rief d'Oliveira da laut, „sehen Sie, do Vale, was wir hier haben? Der Priester Manuel Sascao, auf frischer Mordtat auf dunkler Landstraße ertappt."

„Seien Sie doch vernünftig", rief Herr Manuel ungeduldig, „ich kam von Ourem und fand den Vagabunden hier mitten auf der Straße liegen."

D'Oliviera, do Vale und die zwei Männer mit ihnen beugten sich über den bewußtlosen Jose. D,Oliveira betastete mit den Fingerspitzen vorsichtig Jose's Gesicht. Er richtete sich auf und prüfte das nasse Blut an seiner Hand. Dann beugte er sich noch einmal über Jose.

„Er blutet noch ganz frisch. Er muß gegen diesen Stein gefallen sein. Man hat ihn gestoßen, sehen Sie, do Vale? Sein Gesicht ist ganz zerschlagen und geschwollen. Das kann nicht allein von dem Fall gegen den Stein kommen sein. Der Mann ist überfallen worden. Er ist bewußtlos geschlagen, sehen Sie? Schauen Sie ihn sich einmal an."

Do Vale beugte sich prüfend über das Gesicht des Landstreichers.

„Das stimmt", sprach, indem er sich wieder aufrichtete, „der Halunke ist überfallen und halbtotgeschlagen worden. Er blutet noch ganz frisch. Hier am Stein ist Blut. Das stammt wohl von der Wunde unter seinem Auge."

D'Oliveira wandte sich an den Priester Manuel:

„Mein Herr, hier müssen wir untersuchen. Wir wissen, daß Sie kein Freund dieses Vagabunden waren. Es ist niemand hier, das Blut ist frisch — also . . . "

„Was schwätzen Sie da fur einen Unsinn", fuhr Herr Manuel auf, „ich habe diesen Menschen vor einigen Minuten hier gefunden. Ich bin gerade von Ourem gekommen. Wollen Sie mich jetzt auch noch zum Mörder machen?"

„Was Sie sind, weiß ich noch nicht", erwiderte d'Oliveira. „Sie kommen mit."

„Werfen Sie den Halunken auf den Wagen des Verhafteten", wandte d'Oliveira sich an seine Männer. „Und Sie, Herr Sascao, steigen in meine Kutsche. Sie kommen mit."

Herr Manuel brauste auf: „Ich fahre wann ich will und wohin ich will." Da wurde er von d'Oliveiras Leuten gepackt und unsanft auf den Wagen des Administrators geschoben.

Herr Markus erfuhr von dieser Geschichte erst am übernächsten Tage. Er las in der Zeitung, der Landstreicher Jose sei bewußtlos geschlagen auf offener Landstraße gefunden worden. Neben ihm habe der exkommunizierte Priester Manuel Sascao gestanden, der dringenden Verdachtes wegen in Polizeiwahrsam genommen werden mußte.

Seinen schweren Herbstmantel fest zugeknöpft und den breiten Schlapphut tief ins Gesicht gedrückt, stand der Pfarrer von Fatima in seinem Garten. Drinnen in der Stube hatte er es nicht mehr aushalten können. Es war nun bereits eine Woche seit der Gefangennahme des Herrn Manuels vergangen. Herr Manuel war wieder frei, das hatte Herr Marchus auskundschaften können. Jose, der mit böser Lungenentzündung im Armenhaus der Stadt lag, hatte ausgesagt, nicht der Priester Manuel, sondern Ouremer Männer hätten ihn überfallen und bewußtlos geschlagen. Die Zeitungen berichteten jedoch kein Sterbenswörtlein davon. Ja, heute berichteten sie wieder über den Fall auf der Landstraße. Und sie schrieben, als wenn Herr Manuel immer noch schwerverdächtigt im Gefängnis säße.

Herr Markus seufzte auf. Heute war bereits der fünfte Oktober. Am 13. sollte das große Wunder geschehen, von dem die Frau im Baum den Kindern gesprochen hatte.

Wie ganz anders war es doch während der vergange-

nen Monate gewesen.

Herr Markus schaute sich seinen Garten an. Auch hier war es nicht mehr so wie früher. Der Herbstregen und die kalten Winde der letzten Tage hatten viel Laub von Busch und Baum gefegt. Kahl und schmutzig lagen die Gartenbeete vor des Pfarrers Augen und die letzten Blumen, die da noch blühten, waren wie das erschauernde Grüßen der Trauer.

Kalt und trostlos war es um den Herrn Markus herum. Trostlos war es ihm auch tief im Herzen zumute.

Alles war anders. Auch die Leute. Letzten Monat noch herrschten Freude, Leben und frohe Erregtheit in seiner Gemeinde, als es auf den 13. September, auf den Tag des Erscheinens der heiligen Gottesmutter, zuging. Und heute? Die Zeitungen schwelgten in größter Schadenfreude. Sie sprachen vom Herrn Manuel, dem „Verbrecherpfaffen", sie schrieben von Fatimaleuten, denen aller Aberglaube vergangen sei und die nun endlich wieder vernünftig über den „Unsinn" vom Irenental sprächen, und sie berichteten, daß der 13. Oktober ein vollständig leeres Irenental sehen werde. Wohlgeplante und über ganz Portugal sich erstreckende Untersuchungen, schrieben die Blätter, haben erwiesen, daß der Portugiese, der Bauer und der Städter, keine Lust habe, zum Oktoberpilger des Aberglaubens und der Lüge zu werden. Fatima werde am 13. recht wohl ruhen können. Die Geschichte mit den Erscheinungen sei nun endlich aus und fertig.

Diese Berichte, das breitgetretene Ereignis des Herrn Manuels auf der Landstraße, und immer stärker werdende Flüsterpropaganda von der Bombe, die die Gotteshasser im Irenental vergraben haben sollten, wühlten die Leidenschaften der Pfarrkinder von Fatima bis in ihre letzten Gründe auf. Das düstere Wetter mit dem ewigen Regen und den naßkalten Winden tat auch noch viel dazu. Es legte sich den Leuten schwer auf die Gemüter. Unter diesem grauen Himmel sah das Irenental ganz anders aus als damals im Sommer, als hellstes Sonnenlicht das ganze Tal mit einer Freundlichkeit übergoß, die das Erscheinen der heiligen Gottesmutter so lieb und so glaubensleicht gemacht hatte.

Herr Markus fand keine Ruhe mehr. Es war ja immer schon schlimm gewesen, gleich vom 13. Mai an, als der erste Bericht von der lichten Frau im Baum zu ihm gekommen war. Jetzt war es aber doch am allerschlimmsten. Jetzt, gerade jetzt, kurz vor dem 13. Oktober, kamen selbst ihm die Zweifel.

Bisher hatte Herr Markus nicht verstehen können, daß fromme Menschen in ihrer Todesstunde, fünf Minuten vor dem großen Ziel, plötzlich Glaubensversuchungen haben können. Heute sagte ihm ein ahnendes Empfinden, daß so etwas möglich sei.

Ob ihm wohl sein Schutzengel dieses Ahnen eingab? Um ihn aufzumuntern, seine Zweifel zu bekämpfen und bis zum 13. auszuharren?

Daß das Erscheinen der heiligen Gottesmutter auf Erden, wie es in Fatima geschah, Unruhen und Mißverständnisse, ja selbst Gehässigkeiten, verursachen könne, war zu verstehen. Daß Leute so plötzlich umschwingen, daß jene, die vor kurzem noch glaubten, heute gerade in der Luft zitterten, von Aberglauben, Teufelstrug, von verhexten Kindern und Bomben zu sprechen, war schwer verständlich. Aber auch das ging noch. Herr Markus kannte ja doch die Herzen Menschen. Selbst der Heiland hat Wunder wirken müssen, hat Brot vermehren müssen, das man zwischen den Zähnen und im Leibe fühlte, ehe man ihm so recht Glauben schenkte.

Da ist aber die Geschichte mit dem Herrn Manuel.

Wenn die heilige Gottesmutter kommt und eine Sache verursacht, die man wirklich nur als wildesten Priesterskandal bezeichnen kann, gerät man doch ins Denken. Können das noch Gottes Pläne sein? Kann der Herr wirklich so weit gehen, daß er zum Stein des Anstoßes wird, an dem selbst der Geweihte zerschellt? Die heilige Jungfrau kommt doch — falls sie es wirklich ist — um eben das Geweihte, das Heilige, den Menschen wieder vor Augen zu stellen. Büßen sollen wir, hatte die Frau im Baum gesagt. Sinn aller Buße ist aber doch das Zurückkehren des Menschen zur Achtung und zur Verehrung des Heiligen.

Und hier wird das Heilige zum Schmutz. Zum Uebel, von dem sich die Menschen erschrocken und hohnlachend abwenden.

Ein Priesterskandal — selbst wenn auch nur ein erlogener — zeugt weit mehr Gotteslästerung als zehn gegen den Glauben hetzenden Zeitungen. Zeugt Gotteslästerung in Worten, und Gotteslästerung im Leben. Vieler Menschen Leben ist ja ein Hohn auf Gott, obwohl die Zunge selbst nicht spottet.

Kann so etwas noch von Gott sein? Oder — ist vielleicht doch alles nur vom Satan? Satanisch sieht es fast aus. Furchtbar satanisch.

Sinnend schritt Herr Markus zur Kirche hinüber. Er wollte beten. Breit legte sich der Pfarrer von Fatima in die letzte Bank und wandte seine Blicke auf den Tabernakel. Das Beten wollte jedoch nicht kommen. Ja, es war dem Herrn Markus fast, als wenn seine Seele und jeder Nerv seines Leibes heute geradezu Abscheu vor dem Reden mit Gott haben. Nichts, kein Wort, kein Empfinden, keine Lust am Heiligen wollte sich in seinem Herzen formen, selbst die Lippen schienen gelähmt und zu schmerzen, als er sich doch zu einem Vaterunser zwang.

Unwillig erhob sich Herr Markus. Da kam es ihm plötzlich in den Sinn, das Haus des Manuel Pedro zu besuchen. Er wollte den Franz und die Jacinta sehen. Kein besonderer Grund dazu war vorhanden. Er wollte sie nur einmal sehen.

Mit großen Schritten wanderte Herr Markus durch das Städtchen bis nach Aljustrel, dem Vorort von Fatima. Dort wohnte Manuel Pedro in einem kleinen Lehmhäuschen.

Herr Markus mußte sich bücken, als er durch die kleine Tür trat. Die ganze Martosfamilie war daheim. Manuel Pedro und Mutter Olimpia kamen vom Schafkral, der hinter dem Hause stand. Franz stand mitten in der Küche. Was er gerade gemacht hatte, konnte Herr Markus nicht feststellen. Jacinta saß mit ihren Schwestern spielend im Winkel der Küche.

Manuel Pedro küßte des Priesters Hand und nahm ihm Hut und Mantel ab, während Mutter Olimpia eifrig einen Stuhl abstaubte und dem Pfarrer zuschob.

(Fortsetzung folgt.)

STUDENT BURSE

„Ein Missionspriester die größte Gabe, die das katholische Volk der Heidenwelt schenken kann." (Robert Streit O.M.J.) Die Heiden können nicht zu Christus kommen, wenn nicht zuvor die Kirche zu den Heiden geht. Die Heiden müssen von Christus hören, und deshalb muß ihnen von Christus gepredigt werden. Die Not der Heidenwelt ist eine Not, die nicht durch den guten Willen der Heiden, sondern nur durch den guten Willen der katholischen Christenheit völlig gehoben werden kann. Unser Missionswille ist die Rettung der Heidenwelt.

Unsere Student Burse will einem armen Studenten zum Priestertum verhelfen. Gesegnet die Hände, die mit angreifen. Doppelt gesegnet jene, die ihre eigene Armut mit der noch größeren Armut anderer teilen. Die allergrößte Not ist ja doch die Not der Seele, und die allergrößte Wohltat ist die Tat an der Rettung der Seele. Willst du mitmachen? Sende deine freundliche Gabe an den Schriftleiter.

Bitte, sendet euere Gaben an:

St. Peter's Rectory

Cosine, Sask.



Der Marienbote ist die einzige deutsche Katholische Zeitschrift in Canada. Unterstützt ihn!

Auf dem gelben Namenszettel ist es angegeben, ob Sie den Marienboten bezahlt haben oder nicht. Sollte es nicht stimmen, schreiben Sie an the Marian Press, Box 249, Battleford, Sask.. Wenn auf dem Zettel nicht 49 oder 50 steht, dann sind Sie rückständig, und wir müssen annehmen, daß Sie den Marienboten nicht weiter wünschen.

